UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Von dazumal. Cora und andere Erzählungen. Vom Strande

Kurz, Isolde

München, 1925

Vom Strande

urn:nbn:de:hbz:466:1-72322

Visual Library

Vom Strande

Der Meermann

Der verdiente, unlängst verstorbene Algenforscher Balduin Semmler machte vor etlichen Jahren, als in der Welt noch Friede herrschte und die Völker harmlos miteinander verkehrten, an der tyrrhenischen Küste die Bekanntschaft des Meermanns. Nicht unsres nordischen sagenberühmten, sondern einer bis dahin unbekannten südländischen Abart. Das ging so zu: Er hatte zum Zweck des Algensammelns eine Küstenstrecke gewählt, wo durch wiederkehrende Meeresströmungen zu gewissen Zeiten die Tiefseepflanzen besonders reichlich abgelagert werden. Das Häuschen, das er bewohnte, lag auf tellerflachem Strande so nahe ans Wasser gebaut, als die Tücke des Meeres es zuläßt, und gehörte zu einer landeinwärts gelegenen dörflichen Ansiedlung, die zum größten Teil aus Frauen bestand. Die jüngeren Männer, ein Geschlecht von Seeleuten, waren fast alle draußen auf langer Fahrt. Kamen sie vorübergehend nach Hause, so gaben sie sich mit großer Ausdauer dem Trunke hin, denn es wächst im Sande jenes Küstenstreifens ein Wein von verführerischer Güte und Billigkeit. Dabei leisteten ihnen die Alten Gesellschaft, die von ihren Seefahrten daheim bei Weib und Kindern ausruhten. Die Bestellung der Felder und der sonstigen eigentlichen Geschäfte, ausgenommen das bißchen Fischfang, lag zumeist in den Händen der Weiber, die davon ein solches Übergewicht bekamen, daß die Häuser durchweg nicht nach den männlichen Besitzern, sondern nach deren Frauen benannt wurden.

Nur das einstockige Häuschen, in dem Semmler sich eingemietet hatte, machte von der Regel eine Ausnahme. Es hieß das Haus

des Seeräubers. Der Besitzer hatte nämlich seit einer Reihe von Jahren sein wässriges und dürftiges Handwerk mit einem ergiebigeren vertauscht, indem er eine stattliche, aber nicht mehr recht seetüchtige Fischerbarke, eine sogenannte Paranzella, mietete, sie schön bunt anstrich und darauf einen Weinschank mit Garküche errichtete. An einer sehr urtümlichen Feuerstatt auf Deck hantierte der Wirt selber hemdärmelig mit großer Geschicklichkeit, indem er Fische in Öl und Tomatenbrühe schmorte und andere gaumenreizende Gerichte herstellte, die vorzüglich schmeckten, wenn man sie ausreichend mit Wein begoß. Ein leichter Brettersteg führte auf die schwimmende Osteria hinüber. Zum Vergnügen der Ausflügler, die am Sonntag scharenweise von den Marmorbergen ans Meer herunterkamen, war auch ein großes Netz an der Barke angebracht, das mit Leichtigkeit niedergelassen werden konnte. Jeder Zug kostete zwei Soldi, fast immer kam es leer herauf; fing sich einmal ausnahmsweise ein Fisch darin, so wurde er gleich in siedendem Öl gebrozelt und gehörte dem Gewinner. Wenn Kinder oder Bergarbeiter um den Weg waren, so stand das Netz keinen Augenblick stille. Bänke und Tische mit Gläsern standen umher, mitunter wurde auf dem engen Deck sogar getanzt; im untern Schiffsraum aber befanden sich große Weinvorräte, zu deren Bewachung der vierzehnjährige Fortunato, ein Teufelsjunge, des Nachts an Bord mit dem Revolver schlief. Er war Semmlers besonderer Freund, denn er verdiente sich durch Aufstöbern schöner Algen für den Fremden ein kleines Taschengeld. Einen besonderen Schmuck dieser eigentümlichen Osteria bildete eine roh gemalte, sehr grelle Farbenskizze, die unterhalb des Sonnensegels befestigt war, und die ein kämpfendes Korsarenschiff darstellte; ein Farbenkünstler, der am Strand malte, hatte sie bei der Abreise zurückgelassen. Nach diesem Bilde, das gewissermaßen als Wirtsschild diente, nannte man die verankerte Schenke kurzweg den ‚Korsaren', welche Bezeichnung dann mit der Zeit auf den Wirt selber überging.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden an Bord bunte Papierlaternen in den Landesfarben angezündet, und nun fanden sich erst die richtigen Gäste ein, die nichts mehr nach Geschmortem fragten und nur noch tranken. Denn der ‚Korsar' war der einzige Ort, wo ein anständiger Mensch einen Tropfen trinken konnte; in die Bettola auf der Piazza gingen nur die Lumpe. So schied sich die Einwohnerschaft ganz von selbst in zwei reinliche Hälften: Lumpe und anständige Leute. Unter den letzteren saß dann der Wirt am Abend und trank. Es kostete ihn nichts, die Gäste hielten ihn meist in seiner eigenen Schenke frei, dafür tischte er ihnen seine weit und breit bekannten Abenteuer auf. Nach diesen Geschichten hieß die Paranzella bei den Deutschen, die an der Küste verstreut lebten und zuweilen des berühmten Weines wegen beim Seeräuber einsprachen, auch die ‚Lügenbude'. Erstaunlich war die Erfindungsgabe dieses Mannes, der die unsterblichsten Lügenmärchen alter und neuer Zeit übertrumpfte. Und dabei machte er nirgends eine Anleihe, da er in seinem Leben kein Buch gelesen hatte; er schöpfte alles aus der eigenen Phantasie. Es war noch ein kleiner Sarde da, braun und sehnig mit verschmitztem Gesicht, der ihm im Lügen die Stange hielt. Wenn beide einmal gleichzeitig ihren guten Tag hatten, so brüllten die Gäste vor Vergnügen, und es ging niemand vor Mitternacht nach Hause. Gespielt wurde gleichfalls, versteht sich, mit ungestempelten Karten. Auch andere heimliche Dinge trugen sich dort zu, von denen jedermann wußte und niemand sprach. Neugierige Fremde wollten schon seltsame Lichtzeichen beobachtet haben, mit denen der Seeräuber des Nachts aufs Meer hinauswinkte. Gelegentlich wurde das Hafenkommando neugierig, was wohl der Bauch des Korsaren außer den Fiaschi enthalte, und schickte ein paar Finanzsoldaten herüber, um zu untersuchen. Aber das waren umgängliche Leute und zudem so schwach an Zahl, daß sie gar keinen Wert darauf legten sich mit den Strandsassen zu verfeinden. Ihrem Kommen ging jedesmal ein warnendes Lüftchen voran, das alle in der Nase kitzelte; wenn

sie da waren, wurden sie mit dem besten Wein bewirtet und fanden alles in der schönsten Ordnung. Sie erstatteten ihren Bericht beim Hafenmeister, und eine Weile blieb der Seeräuber wieder ungestört.

Eines Morgens ging Semmler früh mit Sonnenaufgang an den Strand. Die See war mehrere Tage stark bewegt gewesen und hatte sich erst in dieser Nacht vollends ganz beruhigt: solche Morgen versprachen immer die schönste Ausbeute an Algen. Richtig hatte er kaum ein paar Schritte auf dem feuchten Sande gemacht, als er ein Prachtstück fand vom entzückendsten Farbenschmelz: ineinanderfließendes Rot und Grün von einem zarten Silberhauch übergossen. Es war eine Art, nach der er lange gesucht hatte. Und nicht bloß ein Stück fand er von der seltenen Gattung, sondern in kurzen Abständen gleich ihrer mehrere, wenn auch nicht alle von gleicher Schönheit. Ein solches Finderglück war ihm seit Wochen nicht beschert gewesen. Menschen gab es in dieser frühen Stunde noch keine, um so befreiter atmete der neugeborene Strand. Der Spaziergänger konnte so recht mit Lust die verschlungenen Arabesken verfolgen, die das huschende Eidechsenvolk über Nacht mit seinen Füßen und Schwänzchen im Sande eingezeichnet hatte, und daneben die zierlichen Krakelfüße der Möwen und Strandläufer. Krabben säbelten auf krummen Beinen daher, und wenn man sie mit der Fußspitze berührte, verkrochen sie sich tief in den nassen Sand. Es war wie am Schöpfungstage vor der Erschaffung Adams: man fühlte sich selbst noch wie ein Stück Natur im wehenden Schöpferhauch.

Plötzlich erblickte Semmler im Sande etwas Ungeheuerliches, vor dem sich seine Augen unwillkürlich schlossen und sein Verstand entsetzt zurückwich. Es war die Spur eines nackten menschlichen Fußes, aber von einer Größe weit über menschliches Maß hinaus. Man sah deutlich fünf Riesenzehen abgedrückt und die ungeheure Sohle wie von einer übermenschlichen Last tief in den Sand eingepreßt. Ein linker Fuß. Und dort in einem Abstand,

den keine menschliche Spannweite erreichen konnte, der dazu gehörige rechte. Der Körper, der diesen Schritt gemacht hatte, trug unsere Form, aber er gehörte nicht unserer Gattung an! War über Nacht Besuch aus einem anderen Planeten gekommen? Es sah geradezu unheimlich aus, als ob der Inhaber dieser Füße, wenn er jetzt daherstapfte, den frühen Spaziergänger, der ohnehin keiner von den Längsten war, aus reinem Unbedacht zertreten könnte. Dieser ging den Fußstapfen nach, sie endigten bald auf dem trockenen Sande, wo der Wind sie verweht haben mußte. Dann folgte er ihnen rückwärts, und sein Erstaunen wuchs: sie führten ins Meer. Auf der feuchten Strecke, die das Wasser schon wieder verschleierte, war die letzte eben noch kenntlich mit der ungeheuren großen Zeh, die Ferse meerwärts gerichtet. Als er seinen eigenen Fuß zum Vergleich hineinstellte, war der Abstand einfach komisch. Doch schon füllte sich die Vertiefung mit dem steigenden Wasser, und ihre Umrisse nahmen zusehends ab. Auch die übrigen Fußspuren begannen unter der aufquellenden Feuchtigkeit zu schwinden. Und weit und breit keine Menschenseele, die er zum Zeugen der naturwidrigen Erscheinung nehmen konnte, ehe die Elemente sie wieder auslöschten! Er prägte sich genau die Stelle ein: sie lag schrägüber von seiner Wohnung. In dieser Richtung hatte in letzter Nacht weit draußen im Meere ein rötliches Licht gebrannt, dessen Schein durch das seitliche Fenster auf sein Bett gefallen war und ihn geweckt hatte. Konnte da irgendein Zusammenhang sein?

Er packte seine Algen ins befeuchtete Taschentuch und trug sie nach Hause. Sobald er sie in frisches Wasser gelegt hatte, klopfte er an die Hütte, in der seine Wirtsleute schliefen, eine elende Holzbaracke inmitten des Rebengartens hinter dem eigentlichen Haus. Es dauerte einige Zeit, bis auf sein Rufen und Pochen ein mißmutiges Grunzen antwortete. Der Mann war augenscheinlich wieder einmal spät nach Mitternacht zu Bett gegangen; an solchen Tagen pflegte er tief in den Morgen hinein zu schlafen, und seine

Laune war alsdann nicht die rosigste. Aber auch die Frau ließ sich noch nicht blicken, die sonst um diese Zeit schon immer ihre Hühner und Schweine gefüttert hatte.

Semmler klopfte nochmals: Alter Seeräuber, kommt endlich heraus, wenn Ihr noch sehen wollt, was für erstaunliche Menschenfüße unser Herrgott wachsen läßt.

Ein halblauter Fluch und ein Gepolter von herumgeworfenen Gegenständen waren die Antwort.

Darüber kam dem Wartenden plötzlich — er wußte nicht wie — ein Traum aus der vergangenen Nacht in Erinnerung.

Ihm hatte geträumt, ein ehemaliger Schulkamerad, der schon in ganz früher Jugend mit seinem Vater nach Kuba ausgewandert und seitdem Besitzer einer großen Tabakspflanzung in Portorico geworden war, komme ihm durch den Nebengang, in dem er jetzt stand, entgegen. Er erkannte ihn gleich, obschon er ihn seit Jahren nicht gesehen und auch wer weiß wie lange nicht an ihn gedacht hatte. Als er ihn anrief, antwortete der Ankömmling schnell und fröhlich: Freilich bin ichs. Ich habe alle meine Geschäfte drüben aufgesteckt und bin herübergekommen, dem Seeräuber seinen Pinienwald abzukaufen, den ich durch ein ganz neues Verfahren in eine Tabakspflanzung verwandeln will.

Auf die Einwendung, daß es nur dürrer Sandboden sei, entgegnete der Kubaner: Der gerade ist am allereinträglichsten, man braucht ihn nur gut mit Algen zu düngen, und darin besteht meine Erfindung.

Während sie noch redeten, befanden sie sich schon mitten in dem verwandelten Pinienwald, der sich gleichsam aus dem Boden herausgedreht hatte, um die beiden aufzunehmen. Dabei schlug dem Träumer ein mächtig starker, beizender Geruch entgegen. Er wunderte sich jedoch nicht im geringsten, denn es war ihm im Traume völlig klar, daß wenn man den Boden mit Algen des Meeres dünge, der Tabak infolge der Salzlauge schon gebeizt wachsen müsse; das schien ihm das Ei des Kolumbus zu sein,

und er freute sich, daß es gerade sein Freund gewesen, dem der folgenreiche Fund aufstieß. Dagegen befremdete es ihn, daß an den Tabakspflanzen, die genau so hoch standen wie zuvor die Pinien und ihnen auch merkwürdig ähnlich sahen, schlanke, längliche Zapfen niederhingen, die nichts anderes waren als die fertigen Zigarren.

Der Freund sagte vergnügt: Das ist eben meine Neuerung. Von jetzt an kann es keine Klagen über schlechtes Deckblatt noch Füllung mit Frauenhaar oder ähnliche Scherze mehr geben, denn was die Natur selber macht, ist vollkommen. Jetzt können alle Tabaksfabriken schließen, und ich werde der reichste Mann der Welt.

Darüber war der Träumer erwacht, aber zu seiner Verwunderung wollte der Tabaksgeruch nicht weichen. Durch das offene Fenster schien die scharfe Beize hereinzudringen, das ganze Haus schien davon erfüllt zu sein. Es fiel ihm ein, daß es auch Geruchshalluzinationen gebe und daß diese für ein Zeichen von Nervenzerrüttung gelten. Doch als er darüber nachdenken wollte, lullte ihn das Meer wieder ein, und morgens beim Aufstehen war das Traumbild zusamt der Begleiterscheinung verflogen. Aber seltsam! Jetzt eben, wo er sich unter dem Nebengang auf den närrischen Traum zurückbesann, war auch die Geruchstäuschung wieder da, denn es roch in der frischen Morgenluft abermals nach Tabak.

Die Seeräuberin war mit dem Futterkübel herausgekommen. Diese Frau war seit dem ersten Tage Semmlers Alpdrücken. Sie hatte ein Gesicht, das einmal schön gewesen sein mußte, jetzt aber aussah wie eine vorgebundene Maske mit eingeschnittenem Lächeln in den Mundwinkeln. Um nichts in der Welt hätte er ihr die Maske abnehmen mögen, um zu sehen, was allenfalls dahinter sei. Als einmal ein Sonntagsausflügler beim Baden ertrank und alles schreiend und jammernd an der Unglücksstelle zusammenlief, da hatte sie dem Schreckensauftritt mit demselben wohlwollenden Lächeln zugesehen, mit dem sie jetzt Guten Morgen

sagte. Nebenbei war sie die Gewinnsucht in Person. Fast in jeder Rechnung, die sie ihm vorlegte, fand sich irgendein fragwürdiger Posten, den es am besten war ohne Erörterung zu begleichen, sonst kehrte er das nächste Mal in vergrößerter Gestalt zurück. — Vergrillt und brummig folgte ihr der Alte, sein gichtisches Bein nachziehend. Er murmelte etwas von einer schlaflosen Nacht und Gliederreißen, seinem alten Übel, das er der vielen Feuchtigkeit zuschrieb, der er im Leben ausgesetzt gewesen; nach der Meinung anderer rührte es vielmehr von der Feuchtigkeit her, die er innerlich zu sich nahm. Nach solchen schlaflosen Nächten sah er neben seiner wohlerhaltenen Ehehälfte ganz zerfallen aus. An jenem Küstenstrich nehmen sich die Frauen durchgehends jüngere Männer. Von Rechtswegen pflegt es ein Abstand von drei bis fünf Jahren zu sein, das harte Leben auf dem Meere und der Wein gleichen den Unterschied bald aus. Semmlers Hauswirt hatte sich etwas mehr anstrengen müssen, denn für ihn galt es einen zehnjährigen Vorsprung einzuholen, aber es war ihm doch über Bedarf gelungen. So, wie er dastand, das Gesicht von tausend Runzeln geackert, schien er der weit Ältere zu sein. Aber dennoch sah man viel lieber in diese Zerstörung, die noch einen Rest von seemännischer Gutmütigkeit zeigte, als in die glatten Züge seiner Seeräuberin.

Der Alte hörte Semmlers Schilderung von den Riesenfußstapfen kopfschüttelnd an und folgte ihm mit ungläubigem Lächeln: jener wußte schon, daß er alles Wunderbare abzulehnen pflegte, das nicht aus seiner Phantasie geboren war. Natürlich kamen sie zu spät, das Meer war inzwischen gestiegen und hatte die Spuren vollends weggesogen. Der Seeräuber geriet nun in die beste Laune, die frische Morgenluft schien seinem Brummschädel wohlzutun.

Sie wanderten zusammen zu dem kleinen Flüßchen, das tausend Schritte vom Haus ins Meer ging, — es hatte keinen Namen, alle nannten es nur das Flüßchen. Da — o Himmel, was für

ein Anblick! — der steile Rand, den die Leute erst gestern dem verschlammten Bette gegraben hatten, war an einer Stelle unter dem gewaltigen Tritt eines nackten Riesenfußes eingestürzt. Die Fußspur war an den eingebrochenen Stellen deutlich zu erkennen, und innen lag ein mächtiger Sandbrocken, über den das Wasser rann. Am jenseitigen Ufer war ein ebensolcher Einbruch und eine Fußspur, die aufwärts deutete. Der Alte stand und starrte, das Lächeln war aus seinem Gesicht geschwunden.

Teufel, Teufel!

Mit einem Schritt über den Fluß! Nun seht Ihr's selbst. Was sagt Ihr dazu?

Was soll ich dazu sagen? Nichts sage ich. Ich verstehe es nicht.

Man macht sich aber doch über alles, was man sieht, einen Gedanken.

Ja, was machen Sie sich für einen?

Darauf konnte Semmler nichts erwidern, denn der seinige schlummerte noch ungeboren tief unter der Schwelle der Erkenntnis.

Aus dem Meere ist er gekommen, soviel ist gewiß, antwortete er. Ich sah die Stelle, wo das Ungeheuer triefend aus dem Wasser gestiegen sein muß. Dort drüben begannen die Spuren.

Da erhellte sich das Gesicht des Alten mit einem Male.

Ja, ja, es gibt so Dinge.

Er sagte es in dem schlaugeheimnisvollen Ton, mit dem er zu seinen ausschweifendsten Erdichtungen auszuholen pflegte. Der Mann hatte, wie schon gesagt, die ungeheuerste Seemannsphantasie an der ganzen Küste; es genügte, daß man ihm ein Stichwort lieferte, so wuchsen ihm von selbst die Schwingen, und er vergaß dann die irdischen Nebenzwecke, die sonst das Gespräch mit ihm zu einem diplomatischen Verfahren machten. Was seinen Geschichten an Wahrscheinlichkeit gebrach, das pflegte er durch eine verblüffende geographische Genauigkeit nach Längen- und

Breitengraden zu ersetzen; freilich durfte man seine Angaben hernach nicht mit der Karte vergleichen wollen. Dafür verlangte er auch keinen buchstäblichen Glauben, sondern war zufrieden, wenn er die Lacher auf seiner Seite hatte. Kaum daß ihm der Aufstieg des Ungeheuers aus dem Meere einen Anhalt gab, so war schon sein Geist in voller Tätigkeit, und er brachte eines seiner blühendsten Lügenmärchen zum Vorschein. Im Stillen Ozean, so behauptete er, zwischen Desolation Island und Kap Horn, ungefähr auf dem 54. Grad südlicher Breite, sei einmal eine Insel untergegangen, und alle ihre Bewohner ins Meer geraten.

Ihr wollt sagen, daß sie ertrunken sind? fragte sein Zuhörer.

I wo! Nicht einer ertrank von den Halunken. Sie konnten es aushalten, sie hatten Zeit sich anzugewöhnen. Die Insel versank ja nicht plötzlich, sie zerbröckelte so ganz allmählich. Die Leute konnten noch lange auftauchen und auf den Klippen sitzen, bis ihre Atmung sich angepaßt hatte.

Semmler war von diesem verheißungsvollen Anfang gleich ganz gewonnen. — Mir scheint, ich sehe sie sitzen und schnappen, sagte er. Ich sah einmal zu, wie Kaulquappen zu Fröschen wurden; die hatten eine ähnliche Not, sich zwischen dem Nassen und dem Trockenen heimisch zu machen, nur im umgekehrten Fall. Aber bitte, von was lebten Eure Meermenschen, nachdem die Umwandlung gelungen war?

Von was sie vorher auch gelebt hatten, von Fischen, Muscheln, Austern. Auch Wasservögel verschmähen sie nicht, wenn sie gelegentlich einen fangen können.

Die Schlemmer. Und bei dieser Lebensweise sind sie zu solchem Wuchs gediehen?

Sie hatten gar nicht nötig zu wachsen. Die Leute dort herum sind alle Riesen. Haben Sie denn nie einen Patagonier gesehen?

Semmler verneinte. Es war ihm zwar wenige Wochen zuvor bei einer Volksbelustigung in Lucca ein halbnackter kupferfarbener

Koloß, der allerhand Kraftproben zum besten gab, als Patagonier gezeigt worden; der Riese sah jedoch trotz seinem stumpfen Gesichtsausdruck und seinen schlaffen Haaren so grundeuropäisch aus, daß er nicht wagte, ihn für seine Erfahrungen in der Völkerkunde in Anspruch zu nehmen.

Nun sehen Sie: was die Patagonier sind, wird kein Erwachsener unter drei Meter hoch. Und von demselben Schlag waren jene Insulaner. Seit sie ins Meer gekommen sind, haben sie sich nichts abgehen lassen, mit Arbeiten brauchen sie sich nicht zu plagen, mit Studieren noch weniger, ihre ganze Beschäftigung ist, auf dem Rücken liegen und das Wasser mit der Nase einziehen, um es durch den Mund wieder auszupusten. Da ist es denn kein Wunder, wenn sie körperlich gedeihen.

Seid Ihr je einem von ihnen leibhaft begegnet?

Jawohl, Herr, im Golf von Honduras. Wir lagen dort eine Zeitlang, um Zedernholz einzunehmen; ich war damals noch ein ganz junger Matrose. Aus Langerweile, weil es an jener Küste rein gar nichts gab, fuhr ich eines Abends allein im Ruderboot hinaus. Da war kein Segel, keine Rauchfahne, kein lebendes Wesen weit und breit, nichts als ödes Gewässer. Auf einmal macht es in meinem Rücken: Huhu! und wie ich mich umdrehe, ist hinter mir hart am Boot ein großer struppiger Kopf und ein mächtiger Oberkörper voll Seetang und Muscheln aufgetaucht. Sie können sich denken, wie ich mich in die Ruder legte. Der Kerl muß den Tag guter Laune gewesen sein, denn er verfolgte mich nicht, er ließ es sich am Schrecken, den er mir eingejagt hatte, genügen. Er schrie noch einmal sein Huhu! und schoß köpflings unters Wasser. Ich sage Ihnen, ein scheußliches Ungetüm!

Der arme Seeräuber stand so unter dem Bann seiner Einbildungskraft, daß er sich nachträglich vor Entsetzen schüttelte. Das machte den Zuhörer doch stutzig, ob nicht am Ende etwas Wahres an der Geschichte sei, um so mehr, als der Alte diesmal seinen gewohnten

Schluß: Sie dürfen mir glauben, es ist so wahr, als ich hier vor Ihnen stehe — vergessen hatte.

Könnte es nicht vielleicht ein Seelöwe gewesen sein? Die sollen ja bis zu drei Meter lang werden.

Ein Seelöwe?! — Caro Lei! Die Seelöwen gehören ins Reich der Fabel. Ich sah das Scheusal, wie ich Sie hier vor mir sehe, denn es war heller Mondschein. Ich konnte Gott danken, daß es so abgelaufen war. Wenn er gewollt hätte, der Kerl hätte mein kleines Boot auf den Rücken nehmen und es in die Luft werfen können wie einen Fangball.

Gutmütig scheinen sie wenigstens zu sein, ermunterte der andere seine Rede.

Gutmütig sind sie schon, aber gottsträflich dumm. Sie haben alle Wasser im Kopf. Bisweilen hängt sich so ein Lümmel aus Mutwillen am Schiffskiel fest wie ein Gassenjunge an einem vorüberfahrenden Wagen und läßt sich über fünfzig Breitengrade und mehr verschleppen. Aber nur bei Segelschiffen, denn vor der Schraube fürchten sie sich. Ich fuhr einmal auf einem spanischen Segler von Pernambuko, wo wir Kohle gelöscht und Baumwolle geladen hatten, nach Lissabon. Wir hatten steifen Wind, aber wir machten kaum zwei Seemeilen die Stunde. Der Kapitän, ein Portugiese, konnte nicht begreifen, warum es so langsam ging, es war gerade, als zöge uns untersee etwas zurück. Endlich auf der Höhe der Kap Verdischen Inseln kamen wir überhaupt nicht mehr vorwärts. Der Kapitän meinte schließlich, es hätten sich vielleicht am Kiel und Rumpf allmählich so viel Muscheln angesiedelt, daß durch sie die Fahrt behindert werde. Die besten Taucher mußten hinunter und nachsehen, ich war auch von der Zahl. Da hatten wir einen Anblick! Grauenhafter und zugleich lächerlicher läßt sich gar nichts vorstellen. Denken Sie sich zehn bis zwanzig von den Kerls an den Schiffskiel festgeklammert — es können ihrer auch mehr gewesen sein, — höchst scheußlich anzusehen, grünschuppige Riesenleiber, menschenähnlich, aber ohne eine Spur

von Gefälligkeit oder Anstand, mit Tang und Algen auf der Brust statt der Haare. (Es überlief ihn wieder in der Erinnerung.) Als sie unser ansichtig wurden, ließen sie vor Schrecken los und sausten alle gleichzeitig in die Tiefe. Das gab dem Schiff einen solchen Ruck, daß es mit vollen Segeln weit hinausschoß, und wir es fast nicht mehr erschwimmen konnten. — Che spavento! schloß er ausdrucksvoll, das doppelte Grauen der fürchterlichen Erscheinung und des drohenden Ertrinkens mit der Stimme malend.

Es ist sehr, sehr bemerkenswert, was Ihr da erzählt, antwortete sein Hörer ernsthaft. Aber haben denn die Staaten nie versucht, Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen? Die Leute könnten ja bei der Marine großartige Dienste tun.

Die werden sich hüten. Steuern zahlen und sich zum Militär drillen lassen! Dafür sind sie nicht ins Meer gegangen.

Nun, man könnte ihnen ja die Steuern und das andere erlassen. Wenn sie sich nur zum überseeischen Transport anwerben ließen und zum Tauchen oder zum Heben versunkener Schiffe.

Sehen Sie, die Meerleute sind neben ihrer sonstigen Dummheit auch scheu wie die Hasen. Wenn sie an Land gehen, platschen sie mit ihren Plattfüßen so herum, glotzen alles an, treiben ein bißchen Schabernack, und geht ein Entschlossener auf sie zu, so springen sie mit Geheul ins Meer zurück. Nein, sie sind zu gar nichts zu gebrauchen. Man muß froh sein, wenn man nichts mit ihnen zu tun bekommt. Sie beschädigen auch die Kabel, und es sollen sogar schon Schiffe durch sie zum Sinken gekommen sein. Sie standen vorher auf keiner hohen Stufe, und im Wasser sind sie vollends verdummt.

So war der Alte mit seinen Schnaken glücklich über die rätselhaften Fußstapfen weggeglitten. Als er aber hernach im Schatten der Rebenlaube dem Gast behilflich war die Algen aufzuziehen, obschon er nicht einsah, wozu die hinfälligen, klebrigen Dinger gut sein sollten, da steuerte er plötzlich einen anderen Kurs. Nun sollten die Spuren am Flüßchen überhaupt gar nicht über das

natürliche Maß hinausgegangen und nur durch den Druck des Einbruchs erweitert worden sein. Die andern hart am Strande waren ja ohnehin nicht mehr nachweisbar gewesen. Semmler schwieg also und ließ die Sache ruhen.

Da kam ein flinkes, junges Ding eilig von der Pineta her den Nebengang herunter und wollte mit einer Entschuldigung vorbeihuschen. Doch der Alte, der gern junge Mädchen sah, hielt sie mit einem wohlwollenden: Wohin so früh, Erminia? auf.

Das Mädchen diente hinten in der Pineta bei dem Waldhüter Enoch, dem alten Trunkenbold, und sollte rasch zur Apotheke nach San Vito. Aber sie blieb ebenso gern zu einem kleinen Schwatz stehen. Und sie erzählte eine merkwürdige Geschichte.

Der Waldhüter war spät vom Wirtshaus heimgekommen (er gehörte zu denen, die ihre Räusche in der Bettola holten, wo der Wein billiger war, und er stand daher bei dem Wirt des Korsaren in schlechtem Ansehen). Wie er nun so in der halben Dunkelheit durch die Pineta tappte, stieß er plötzlich mit der Nase auf den heiligen Christophorus, denselben, der in San Vito auf die Kirchenwand gemalt ist und der damals bei der großen Überschwemmung, als alle die kleinen Gebirgsflüßchen sich zu einem wütenden Überfall zusammentaten, das Land vor dem Untergang bewahrt hatte. Nur statt des Christuskindes trug er diesmal einen schweren Sack auf dem Rücken, wahrscheinlich einen der Sandsäcke, womit man damals dem Wasser Halt gebot. Der Waldhüter war ein beherzter Mann und hielt es trotz des Größenabstands für seine Pflicht, den heiligen Christophorus zu fragen, was er da zu tun habe. Aber sein Amtseifer bekam ihm schlecht, denn statt aller Antwort erhielt er von dem Heiligen einen Nasenstüber, dessen Gewalt der übermenschlichen Hand entsprach, die ihn austeilte. Heulend und blutig fiel der arme Enoch zur Tür seiner Hütte herein und erzählte seinem Weib die unheilvolle Begegnung. Die aber schalt ihn einen alten Säufer, der einen Baumstamm für einen Heiligen angesehen und sich an dem die Nase

blutig gestoßen habe. Der unerwartete Widerspruch versetzte den Trunkenen in jähe Tollwut, er bedrohte die Frau mit dem Gewehr, und als sie aus dem Zimmer stürzen wollte, sprang er nach, ergriff sie am Haar, schlug sie ein paarmal hin und her, daß sie ganz betäubt ward, und warf sie schließlich mit einem Fußtritt zur Tür hinaus. Dann zog er das Mädchen, das sich zitternd versteckt hatte, aus ihrem Winkel hervor und warf sie der Frau nach. Die beiden Frauen verbrachten die Nacht außen im Freien, hinter dem Backofen verkrochen, in der doppelten Angst vor der nächtlichen Waldeinsamkeit und vor dem wütenden Mann. Der aber kam, nachdem er ausgeschlafen hatte, am Morgen ganz sanftmütig heraus und holte die beiden wieder in die Hütte. Doch war sein Gesicht dick verschwollen, und er fürchtete, das Nasenbein sei ihm zerschlagen. Daß ihn der heilige Christophorus so zugerichtet habe, ließ er sich auch jetzt nicht nehmen. Und nun war das Mädchen unterwegs zur Apotheke, um ihm Arnikatinktur oder etwas Ähnliches für seine Nase zu holen.

Schade um Euren Meermann, daß er dem heiligen Christophorus Platz machen muß, sagte Semmler zu seinem Wirt. Der Meermann gefiel mir ja besser. Aber was Enoch gesehen hat, hat er gesehen.

Diesem Säufer mögen Sie ein Wort glauben! war die wegwerfende Antwort. — Sieht er nicht schon seit Jahren Mäuse huschen und Katzen springen, wo kein nüchterner Christenmensch etwas Lebendiges zu Gesicht bekommt?

Semmler entgegnete, soviel er gehört hätte, erscheine dem vom Säuferwahnsinn Befallenen nur kleines Getier, aber keine Riesen, doch der Alte behauptete mit dreister Stirn: Je größer der Rausch, desto größer die Erscheinungen.

Und da Semmler ein Mann des Friedens war, schwieg er lieber und dachte, die Erklärung des Wunders werde sich schon von selber einstellen.

In der Tat, sie blieb nicht aus. Ein paar Tage später kam aus dem nächsten Küstendorf die Nachricht, daß den Strandwächtern

ein außergewöhnlicher Fang gelungen sei. Schon seit längerer Zeit waren sie einer weitverzweigten Schmuggler- und Hehlergesellschaft auf der Spur und hatten sich in jener Ortschaft auf die Lauer gelegt. Da war ihnen ein Riese, der ungeheure Lasten von Schmuggelwaren an Land trug, in die Hände gelaufen. Die eigentlichen Schmuggler freilich waren in ihrem Boot entkommen, denn die Küste ist dort weit hinaus flach und die Größe ihres Lastträgers erlaubte ihnen, an einer weit entlegenen Stelle zu halten und abzuladen, wo ein Mann mittleren Wuchses schon hätte schwimmen müssen. Ein paar nachgesandte Schüsse taten ihnen keinen Schaden. Der Riese aber, der sich einer bewaffneten Übermacht gegenübersah, ließ sich erstaunt und gutwillig fesseln und abführen. Beim ersten Verhör war nichts aus ihm herauszubringen, er schien ein harmloser Tölpel, der sich seiner Verantwortung nicht bewußt war und seine Auftraggeber nicht kannte. Als er aber mit geringer Bedeckung zur nächsten Bahnstation geführt werden sollte, ersah er den Augenblick, wo der eine seiner Begleiter ein wenig zurückblieb, und schlug dem andern, der neben ihm ging, plötzlich seine schweren Handschellen mit solcher Wucht über den Kopf, daß der Mann lautlos zusammenbrach und liegen blieb. Dann raste er, noch gefesselt, mit riesigen Sätzen davon. Bevor der Zurückgebliebene zum Schuß kommen konnte, war er schon in einer Senke des sandigen Bodens verschwunden. Man hörte aber, wie er dort die schweren Fesseln gegen einen Stein zerschlug und sich freimachte. Dann tauchte er noch einmal in größerer Entfernung auf und setzte seine Flucht mit vermehrter Geschwindigkeit fort. Der übriggebliebene einzelne Mann mochte auch nicht allzu hitzig in der Verfolgung des gefährlichen Enaksohnes auf dem weiten, öden Strande gewesen sein. Später wurde der Flüchtling noch einmal gesehen, wie er mit erstaunlicher Behendigkeit über eine hohe Kirchhofmauer sprang. Bis aber Verstärkung zur Stelle war und der Kirchhof umstellt und durchsucht wurde, war von dem Riesen jede Spur verschwunden. Die Toten konnten

keine Auskunft geben, wohin er sich gewandt hatte. Die Umwohner aber wußten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, gar nichts. Nun streiften die Wächter des Gesetzes Tag und Nacht in größeren Abteilungen die Küste ab, um zu verhindern, daß er über das Meer entweiche, denn daß er zu Lande nicht weit kommen konnte, ohne gefaßt zu werden, lag auf der Hand. Der entsprungene Riese war das Tagesgespräch des ganzen Ortes, aber insgeheim mochte manchem dabei nicht wohl in seiner Haut sein.

Semmler schenkte der Sache scheinbar keine Beachtung und beschäftigte sich nur mit seinen Algen. Gleichwohl hatte er den Eindruck, als ob in dem Gebaren seiner Wirtsleute neuerdings etwas Lauerndes läge, als ob sie ihm nicht mehr trauten. Da er von den großen Fußstapfen schwieg, brachte der Alte selbst die Rede darauf.—Sie erinnern sich genau und wären auch bereit es zu bezeugen, daß die Spuren nur vom Meere nach dem Flüßchen und nirgends anders hingeführt haben? fragte er.

Jener antwortete obenhin, daß er dazu freilich bereit wäre, daß er aber vorziehen würde, ganz aus dem Spiele zu bleiben.

Das ist immer das beste, meinte der Alte mit Nachdruck.

Nun hatte der Gast seinen Wink. Es hieß vorsichtig sein: die harmlose Zutraulichkeit, die man ihm bisher bewiesen hatte und die auch für den Augenblick echt war, täuschte ihn nicht darüber, daß sich im Gemüt dieser Leute versteckte Falten befanden. Was sich darin barg, mochte ihnen zum Teil selber unbekannt sein. Aber er wußte: plötzlich trat es hervor und bestimmte ihr Handeln. Wie gut, daß er nicht auch von dem Tabaksgeruch gesprochen hatte. In dieser Hinsicht schienen sie keinen Verdacht zu hegen, denn so scharf ihre Augen und Ohren waren, ihr Geruchssinn stand nicht auf gleicher Höhe, also setzten sie auch bei den anderen keine feinere Nase voraus.

Indessen war aber das Abenteuer des Waldhüters ruchbar geworden und zog die Untersuchung auch in diese Gegend, wobei sich jedoch nicht der geringste belastende Umstand ergab.

Man war mitten in den Hundstagen, und die Glut stieg noch immer. Besonders die Nächte waren kaum zu ertragen, kein Lüftchen wehte an Land, die durchhitzte Wohnung abzukühlen, und die Zanzaren, die durch die offenen Fenster eindrangen, musizierten die ganze Nacht. Wiederholt kündigte Semmler seinem Wirt die Absicht an, auf dem Deck des ‚Korsaren' zu schlafen, um sich die kühlere Meerluft um die Stirne wehen zu lassen und die Sternschnuppenschwärme zu beobachten, die gerade in diesen Nächten in unerhörter Pracht und Fülle fielen, aber der Alte wußte es auf allerlei Weise zu hintertreiben.

Eines Abends erschienen die Finanzwächter am Strand, um einen mit Marmor beladenen Dreimaster, der nach Marseille bestimmt war, vor der Abfahrt zu untersuchen, ob sich nicht der gefährliche Übeltäter darauf versteckt habe, denn es durfte kein Schiff mehr in See stechen, bevor nicht jedes Rattenloch nach dem Flüchtling durchstöbert war. Als sie von der erfolglosen Bemühung durstig auf den ‚Korsaren' kamen, schenkte ihnen der Wirt von seinem Besten ein und setzte sich zu ihnen, um sie zu unterhalten; seine Frau und Tochter bedienten. Der Sarde war auch da nebst ein paar Männern vom Ort. Die Nacht war stockdunkel, aber an Bord brannten festlich die grün-weiß-roten Laternen. Auch hatte man zu Ehren der bewaffneten Macht ein dreifarbiges Tüchlein gehißt, denn der Seeräuber war ein gewaltiger Patriot, wie die meisten seiner Volksgenossen, solange ihm das Vaterland nicht an den Geldbeutel griff.

Als Semmler abgespeist hatte, setzte er sich gleichfalls zu den Leuten. Sie waren eben dabei, den Wirt wegen seiner Aufschneiderei zu necken. Einer fragte ihn nach den Fischmenschen, denn sein neuestes Märchen hatte sich herumgeredet, offenbar gefiel es ihm selber zu gut, um es dem Fremden allein zu gönnen. Er erzählte wieder, wie er die Ungetüme am Schiffskiel hängen sah, mit vielen schönen Varianten. Die Weiber mischten sich auch ins Gespräch und kicherten.

Nehmt Euch nur in acht, sagte einer der Carabinieri zu der hübschen Carolina, die aufwartete. Euch könnte es schlecht gehen, wenn einer von ihnen an Land käme und Euch wegfinge. Denn, nicht wahr, sie rauben gern schöne Mädchen? fragte er den Alten.

Ja, antwortete dieser bedächtig, in Schweden droben habe ich einmal so einen Fall erzählen hören, aber ich glaube nicht recht daran. Was sollten sie denn mit einer Wasserleiche anfangen? Es könnte höchstens aus unmenschlicher Dummheit geschehen sein.

Nun gab er allerhand Züge von der Dummheit der Meerbewohner zum besten, die ein tobendes Gelächter erregten.

Aber der Sarde konnte seinem Rivalen nicht lange die Ehre lassen, sondern legte nun gleichfalls los. Die Stimmen wurden immer lauter, und die Gläser leerten sich immer rascher. Auch Semmler trank aus Durst mehr als gewöhnlich, der Wein war sündlich stark, und im Verein mit der ausgestandenen Tageshitze ging er ihm ganz schnell ins Hirn. Es ermüdete ihn, den Erzählungen des Sarden zuzuhören, weil er dessen Aussprache schwer verstand. Also schlich er sich nach einiger Zeit weg und legte sich auf eine Bank hart an der Reeling. Dort außerhalb des Sonnendachs lag sich's köstlich, der Seewind strich ihm über die heiße Stirn, die Paranzella schaukelte sachte. Er lag gegen Nordost gewandt, um nach dem Perseus hinaufschauen zu können, aus dessen Himmelsraum die Sternschnuppen kommen sollten. Doch sie fielen in jener Nacht von allen Seiten in solcher Menge und Größe, wie er sie noch nie gesehen hatte. Es kostete ihm Mühe, die Augen offenzuhalten. Die Stimmen klangen ihm allmählich ferner, er hörte noch, wie der Sarde fragte: Wohin ist denn der deutsche Herr gekommen? und wie die Seeräuberin unehrerbietig antwortete: Er ist nach Hause getorkelt. Dann verhallten die Stimmen, und er wußte eine Zeitlang nichts mehr von sich.

Als er sich besann, war es tief in der Nacht, denn sein erster Blick fiel auf den hochgestiegenen Perseus am Himmel. Aber es war

ihm noch nicht recht klar, wie es kam, daß die Gestirne ihm ins Gesicht schienen. Erst die Härte der Bank und das Wiegen des Schiffes erinnerten ihn, wo er sich befand. Es war jedoch nicht mehr das leichte, seitliche Schaukeln wie vor seinem Einschlafen, es war ein rhythmisches Steigen und Sinken wie auf breiter, ruhiger Dünung. Er hob leise den Kopf, da erblickte er an Stelle des Sonnendachs ein geschwelltes Segel: sie fuhren! Sie mußten sogar schon weit vom Lande sein, denn die Inselgruppe, die man vom Strand aus gerade vor sich hatte, war seitlich verschoben; man konnte sie jetzt im Sternenschein deutlich erkennen. Er begriff zunächst nur eins: daß er am klügsten tat, sich ganz still zu verhalten und abzuwarten, wie das Rätsel sich lösen würde. Eine Zeitlang hörte man keinen Laut als das Knarren des Segels.

Er überlegte. Wenn ein Segel aufgezogen war, so mußten auch Hände da sein, es zu bedienen, sie konnten ihn ja nicht zusamt der Paranzella der Gnade der Wellen übergeben haben. Wahrscheinlich fischten sie und hatten ihn mitgenommen, ohne es zu wissen. Es brannte kein Licht mehr an Bord, aber die Sterne waren jetzt hell genug, daß man das ganze Mitteldeck überschauen konnte. Nur an den Seiten lagerte Schatten und Dunkelheit, dort hatten sie sich vermutlich ausgestreckt und döste. Zu sehen waren sie so wenig wie der am Ruder.

Plötzlich durchschnitt ein Pfiff die Stille, ein jähes Krachen und Schlagen des Segels, das Fahrzeug drehte bei, und jetzt wurden Steuerbord voraus in geringer Entfernung die Lichter und Umrisse eines Dreimasters sichtbar. Von dort herüber kamen hastige Ruderschläge. Zugleich huschte es von nackten Füßen auf Deck: er erkannte zuerst den fixen Jungen, der nach der Luke lief und wollte eben Fortunato! rufen, biß sich aber schnell auf die Lippen und blieb stille. Diesem folgten der hurtige Sarde und dann in gemäßigter Eile, hinkend wie immer, der Seeräuber. Jetzt aber hob sich's aus der Luke riesengroß, und auf Deck stand — der

Patagonier von der Festwiese, der heilige Christophorus, der Meermann, alles in einer Person! Er sah aber gar nicht gefährlich aus, sondern sehr verschüchtert, und es wurden auch mit seiner Gewichtigkeit wenig Umstände gemacht. Sie stießen ihn in barscher Weise nach der Schiffsleiter, man hörte seinen gewaltigen Aufsprung in dem kleinen Boot, das unten angelegt hatte.

Als er außer dem Bereich seiner Hände war, rief ihm der Alte giftig nach:

Fahr nach Frankreich oder zum Teufel, du Tolpatsch, der uns das ganze Geschäft verdorben hat.

Unterdessen mochte das Weib mit einem Zündholz schnell ihre drunten aufgestauten Vorräte gemustert haben, denn sie beugte sich über Bord und rief ihm gleichfalls einen frommen Segen nach: Für den Wein, den Ihr mir ausgetrunken habt, mögt Ihr beim ersten Schritt an Land den Hals brechen.

Antwort kam keine mehr, die Ruderschläge entfernten sich rasch. Wieder klatschte und flatterte das Segel, Schritte liefen hin und her, das Schiff drehte ab. Der blinde Passagier hielt sich stille. War ihm die Sache bisher belustigend gewesen, so begann er sich jetzt mit einem Male unbehaglich zu fühlen. Wenn sie den lästigen Zeugen entdeckten? Es war fast unmöglich, daß ihnen seine Anwesenheit auf die Dauer verborgen blieb. Noch lag er in der Dunkelheit, teilweise verdeckt von einem Haufen Taue. Doch schon dämmerte es schneller und schneller. An Bord wurde geschwatzt und gepfiffen. Ein Wind erhob sich kalt und schneidend, aber noch eisiger zog ihm der Schreck das Herz zusammen. All sein Denken war noch ein Flehen um beschleunigte Fahrt.

Plötzlich entstand ein Gepolter neben seinem Ohr. Zwei Arme hatten in den aufgestapelten Haufen gegriffen und alles war durcheinandergerollt. Matte Helligkeit drang durch seine geschlossenen Lider. Zugleich wurde es totenstille um ihn her. Er fühlte, daß ihn vier Augenpaare anstarrten und sich dann untereinander berieten. Jedes einzelne Gesicht, das sich über ihn beugte, meinte

er mit geschlossenen Augen leibhaft zu erkennen: den Sarden, der die andern durch Zeichen herbeigerufen hatte, den alten Spaßmacher, in den er auch kein allzugroßes Zutrauen setzte, und das Weib mit dem tödlichen Lächeln. Zwar der Junge, der sich dabei befand, schien ihm anhänglich zu sein, aber konnte ihm das viel helfen? Er war darauf gefaßt, im nächsten Augenblick über Bord geworfen zu werden. Wenn er sich auch bis zum äußersten wehrte, was vermochten zwei Arme gegen mindestens sechs! Und gewiß würden sie ihm ein Gewicht mitgeben, das ihn für alle Zeit am Wiederauftauchen verhinderte.

Sekunden wurden ihm zu Ewigkeiten. Er fürchtete sich durch das laute Schlagen seines Herzens zu verraten.

Endlich hörte er den Alten flüstern: Ach was! Laßt ihn in Frieden! Er hat stark getrunken und schläft wie ein Toter.

Ein stummer Dank und Segenswunsch stieg aus der Brust des Liegenden.

Aber wenn er sich verstellt, zischte das Weib ganz nahe an seinem Ohr.

Deutsche verstellen sich nie. Dafür sind sie zu einfältig. Ehe er aufwacht, sind wir zu Hause.

Die Schritte entfernten sich. Ihm schien's nach dem Geräusch, als würde noch ein Segel aufgesetzt. Das Fahrzeug flog nur so durch die Wellen. Am Himmel lichtete sich's mehr und mehr. Mit jeder Meile, die man sich der Küste näherte, wuchs seine Sicherheit. Aber er lag noch immer steif wie ein Stück Holz. Als er die ersten Segel in der Ferne ziehen sah, die im aufgehenden Frührot rosig glänzten, wußte er, daß er gerettet war. Er döste sogar noch einmal ein und verschlief die Ankunft, denn als er von Bord ging, lag der ‚Korsar' friedlich an der alten Stelle, die Sonne war aufgegangen, und keine Seele befand sich mehr an Deck.

Am Strand begegnete er dem Inhaber, der geschäftig herumhinkte.

Haben Sie gut geschlafen, Herr? war seine Frage. Mein neuer Wein ist ein bißchen stark.

Semmler behauptete in dem mürrischen Ton, den manche nach einer durchzechten Nacht an sich haben, daß er vom Wein keine besondere Wirkung verspürt habe und nur der Sternschnuppen wegen zurückgeblieben sei.

Nun, war das Schauspiel schön? fragte der Wirt listig.

Prächtig. Ich saß die halbe Nacht wach, um zuzusehen.

Das war der sicherste Weg, den Alten vom Gegenteil zu überzeugen.

Er schmunzelte in sich hinein. In Worte übersetzt hieß dieses Lächeln: Die Deutschen lügen also auch, nur talentlos.

Die Flaschenpost

Kurz vor Ausbruch des Weltbrands wurde ich als Journalist auf Ferien in ein wenig bekanntes italienisches Seebad an der tyrrhenischen Küste verschlagen und habe die hier erzählte kleine Geschichte, wie sie sich zutrug, noch warm an Ort und Stelle aufgezeichnet. Zeitungen gab es in dem kleinen Fischernest keine, und niemand beachtete das aufsteigende politische Gewölk. Die farbigen Skizzen, die ich mit Dilettantenfreude von den waschenden Weibern in der stillen Flußmündung und den badenden Kindern im Uferwasser anfertigte, bewahre ich als wehmütigen Beweis, daß jene friedeseligen Tage kein Traum, sondern Leben uud greifbare Wirklichkeit gewesen sind.

In dem kleinen Strandhotel, dem einzigen des Orts, waren wir, abgesehen von den Ausflüglern, deren Gesichter täglich wechselten, unser acht: der Marinemaler Hans Merian, der damals in den Anfängen seines Ruhmes stand, mit seiner blonden stillen Gattin, ein theosophisch angehauchter Livländer, Herr von Griebenthal, der sehr schön Violine spielte, kein Fleisch und keinen Alkohol genoß und das wunschlose Leben eines Buddha führte, Professor Farina, der Germanist von der florentinischen Hochschule, mit seiner klugen deutschen Frau, sowie ein amerikanisches Ehepaar, Mr. und Mrs. Speke aus Boston, von denen ich nichts zu sagen weiß, als daß sie mitanwesend und immer artig waren. An unseren Mahlzeiten nahmen überdies noch zwei Münchner Damen teil: Frau v. Pöchlar und ihre musikalische Tochter Asta, meine nächste Tischnachbarin. Die beiden waren, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Sterne unseres Kreises.

Der alten Dame mit dem zartgebauten Körper und dem kleinen, feinen Gesicht, von dem das Stoffliche schon ganz geschwunden und nur der seelische Niederschlag geblieben schien, konnte niemand sich ohne herzliche Verehrung nähern. Sie bekannte sich, wie Herr von Griebenthal, zur indischen Weltanschauung und enthielt sich gleichfalls der Fleischkost. Ein Luftkreis von vornehmer Liebenswürdigkeit und Rücksicht umgab sie wie ein sehr feiner, sehr aristokratischer Wohlgeruch aus Großmutterschränken, den heutige Fabriken so gar nicht mehr herstellen können.

Fräulein Asta von Pöchlar — ja, wie soll ich nun von ihr sprechen, nachdem ich mich in jenen sechs Wochen vergebens bemüht hatte, ein Schubfach zu finden, worin ich sie einreihen könnte? Ich will mich begnügen, von ihrer Gegenwart zu sagen, daß man sie fühlte, wenn sie unhörbar hereintrat, und daß man meinte, sie habe etwas Anregendes oder Unterhaltendes gesagt, auch wenn sie schwieg. Auf ihre äußere Erscheinung möchte ich nicht das Wort ‚schön' anwenden, nur hatte ich immer den Eindruck, die schmale Botticelligestalt mit den losen, flatternden Gewändern und dem leichten Spiel der Glieder komme eben von einer frischen Seebrise aus luftigeren Reichen hergeweht. Von ihren Augen, über die ich am meisten nachgedacht habe, kann ich nur aussagen, daß solch glasheller grünlicher Schimmer, durch den man doch den Grund nicht sah, mir sonst nirgends vorgekommen ist. Menschenliebe, die das ganze Wesen der Mutter ausmachte, schien nicht Fräulein v. Pöchlars stärkste Seite zu sein. Sie besaß ein eigenes Geschick, sich die Aufmerksamkeit, die sie erweckte, vom Leibe zu halten, und niemand kam ihr nahe. Nur an der Mutter, die etwas herzleidend war, hing sie mit ängstlicher, fast abgöttischer Zärtlichkeit und betreute die kleine Frau mit einem Eifer, der bisweilen in Tyrannei ausartete. Sie bewachte jede ihrer Mienen und trennte sich nur von ihr, wenn sie schwamm. Und Frau v. Pöchlar war an dieses Verwobensein so gewöhnt, daß es schien, als ob sie nur durch den Jugendhauch der Tochter noch

körperlich lebe, während ihre Seele schon in eine höhere Daseinsform eingegangen sei. Kurz, ich habe nie ein so ungleiches und dabei so unzertrennliches Menschenpaar gesehen wie diese beiden. Man konnte nicht ohne Beklemmung an die Zeit denken, wo der Tod die eine oder ein Mann die andere wegholen würde. Ob ich dieser Mann sein möchte, war auch so eine von den Fragen, über die ich mich während unseres sechswöchigen Zusammenseins nicht entscheiden konnte. Zum Glück war die Entscheidung überflüssig, denn Fräulein v. Pöchlar behandelte mich von der ersten Stunde mit einer allerliebsten spielenden Gleichgültigkeit, die sie noch mit reizvollen kleinen Stacheln zu besetzen wußte. Sie war nämlich den Zeitungsschreibern nicht gewogen, die sie samt und sonders im Verdacht gesellschaftlicher Indiskretion hatte. Doch besserte sich unser Verhältnis zusehends, nachdem die Zahl der Tischgäste durch Kollege Kräkeler vermehrt worden war, der ihre stille Bosheit auf sich ablenkte. Es gelang ihm dies mittels eines schwarzen ledernen Taschenbüchleins, in das er unter dem Tisch eilige Einträge machte, angeblich, um die ihm zuströmende Gedankenfülle nicht nutzlos verschäumen zu lassen, in Wirklichkeit, weil er nicht gern ein nahrhaftes Körnlein der Unterhaltung zu Boden fallen ließ, womit er seine Feuilletons speisen konnte. Denn Kollege Kräkeler ist nicht mit hervorragenden Einfällen gesegnet, dafür um so mehr mit Betriebsamkeit und Gedächtnis. Auch verfügt er über ein vielsagendes Lächeln und ein eindrucksvolles Schweigen, daher er in der Gesellschaft wie beim großen Publikum das Ansehen eines überlegenen Kopfes genießt, das er sich sehr bald auch in unserem Strandhotel zu erwerben wußte. Nur Fräulein Asta v. Pöchlar durchschaute den Undurchdringlichen auf den ersten Blick.

Wo die Damen v. Pöchlar sich aufhielten, da erschien in kurzem auch Herr v. Griebenthal. Er musizierte mit der Tochter und führte mit der Mutter Gespräche voll Brahmanenweisheit. In der Alten verehrte er das tiefe selbstlose Gemüt und eine ange-

borene metaphysische Geistesrichtung, Eigenschaften, die sie mit ihm selber gemein hatte, an jene aber fesselte ihn ein geheimnisvoller innerer Zwang. Die Bekannten lächelten zu dem aufmerksamen Ernst, womit der alte Herr dem jungen Mädchen huldigte; es hatte jedoch damit eine tiefere Bewandtnis.

Fräulein v. Pöchlar hat okkulte Kräfte, an die sie selbst nicht glaubt, vertraute er mir einmal an. Wenn sie wollte, könnte sie höherer Erleuchtungen teilhaftig werden. Aber sie wehrt sich dagegen und will von der übersinnlichen Welt nichts wissen.

Diesen okkulten Kräften ging er nach, wenn er wie ein alter Courschneider um das Fräulein scharwenzelte.

Eines Morgens war ich gerade dabei, gemeinsam mit dem jungen Pöchlar, dem jüngsten Zuwachs unserer Tafelrunde —, Enkel der Frau v. Pöchlar, Seekadett und achtzehn Jahre —, meinen Grönländer ins Wasser zu schieben, als das Fräulein den Strand entlang kam, im flatternden gürtellosen Morgengewand, die sehr langen feuchten Haare offen herabhängend, und uns mit dem Sonnenschirm winkte.

Denken Sie, was ich heute beim Baden für einen merkwürdigen Fund getan habe, rief sie uns von weitem entgegen. Eine Flasche — eine ganz mit Muscheln bedeckte Flasche, die in den Wellen trieb! Ich hatte große Mühe, sie zu erschwimmen, da sie mir immer wieder entschlüpfte, bis ich ganz ermattet mit ihr das Ufer erreichte.

Und was enthielt die Flasche? fragte ich.

Raten Sie!

Etwa Sekt? fragte der junge Seemann mit wohlwollendem Spott.

Nein, aber eine Schriftrolle.

Und was steht auf der Schriftrolle?

Ja, wer sie lesen könnte! Es sind seltsame, unverständliche Schriftzeichen, die keiner europäischen Sprache angehören.

Der junge Pöchlar blieb breitbeinig vor seiner Tante stehen und sagte in seiner gelassenen Seemannsart: Ich will gerne glauben,

daß du eine Flasche gefischt hast. Es werden ja täglich Flaschen genug über Bord geworfen. Ich will sogar glauben, daß sich besagte Schriftrolle darin befindet. Aber dann darf ich wohl annehmen, daß meine verehrte Tante sie selbst hineingesteckt hat.
Ich? Zu welchem Zweck? fragte sie erstaunt.
Er zuckte die Achseln und lächelte.
Nein, Ewald, deine Vermutung ist ungereimt.
Doch der junge Mann blieb bei seinem Unglauben.
Nun, damit du dich überzeugst, gebe ich dir mein Ehrenwort, daß ich nichts dergleichen getan habe.
Kann man die Flasche sehen? fragten wir jetzt beide begierig.
Warum nicht?
Wir setzten uns zu dreien nach dem kleinen abgelegenen Strandhäuschen in Bewegung, das die Damen Pöchlar sich gemietet hatten, damit das Klavierspiel der Tochter die Gesellschaft nicht belästige. Doch unterwegs sagte das Fräulein bedenklich: Ich habe die Flasche im Gebüsch des Vorgärtchens versteckt, ohne die Mutter von dem Funde wissen zu lassen, damit sie sich nicht beunruhige. Kommen Sie doch lieber erst in einer halben Stunde, wenn sie ihren Strandspaziergang angetreten hat, daß wir die Schrift gemeinsam in Ruhe untersuchen können.
Als der junge Pöchlar und ich eine halbe Stunde später in Begleitung Kräkelers, der sich auf die Nachricht von dem Funde hin angeschlossen hatte, das Häuschen betraten, war auch Herr v. Griebenthal schon dort und betrachtete eben prüfend die Flasche. Die Mutter Pöchlar stand dabei und warf scheue Blicke auf den Fund, den man ihr nun doch nicht hatte verheimlichen können.
Der Form nach konnte es eine gewöhnliche Apollinarisflasche sein, die lange im Wasser gelegen hatte, denn sie war über und über mit Sand und einer dicken Schicht kleiner hochrückiger Seeschnecken bezogen, die sich nicht nur auf der Flasche selbst, sondern auch noch auf dem bröckligen Kork und rings um diesen angesiedelt hatten und eine reizende Inkrustierung bildeten, eines jener wunder-

samen Kunstgebilde, die der Spieltrieb des Meeres hervorbringt. Vom Druck der Finger war ein Teil der Muschelchen abgefallen, und man sah, daß das Innere zur Hälfte mit einer hellen Flüssigkeit angefüllt war, worin eine halbgeöffnete Schriftrolle mit großgemalten unverständlichen Zeichen schwamm.

Eine Flaschenpost, sagte Griebenthal, mir den Fund reichend, wahrscheinlich von einem fremden Schiff in Seenot.

Frau v. Pöchlar wich weit von dem unheimlichen Fund zurück. Die Tochter legte wie beschützend beide Arme um sie und führte sie mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer. Unterdessen ging die Flasche von Hand zu Hand. Was wollte uns dieses ganz von Naturweben umsponnene Glas mit der rätselhaften Schrift in seinem Bauche erzählen? Vielleicht von einer Tragödie, über der sich längst, wer weiß wann und wo, die Fluten geschlossen hatten!

Unzweifelhaft ein Flaschenbrief, und ein arabischer, wie es scheint, der von einem Schiff in Seenot stammt, wiederholte Griebenthal, und Kollege Kräkeler fügte verbessernd hinzu: Oder von einem, dessen Mannschaft meutert.

Da ich kein Kenner nautischer Dinge bin, enthielt ich mich einer eigenen Hypothese.

Inzwischen war das Fräulein zurückgekommen und drehte die Flasche vorsichtig, um den Muschelbelag zu schonen, nach allen Seiten gegen das Licht.

Wozu sie nur das Wasser hineingegossen haben? sagte sie.

Nun, das ist klar: damit die Flasche einiges Gewicht bekommt, entschied Kräkeler.

Und wofür braucht sie das Gewicht?

Damit sie nicht zu schnell schwimmt.

Soll das vom Übel sein?

Bisweilen, antwortete er mit seinem überlegensten Lächeln und hüllte sich in Undurchdringlichkeit.

Der junge Pöchlar äußerte gar keine Meinung, dagegen entkorkte er die Flasche und verkostete den Inhalt. Es schien abscheulich zu

schmecken. Pustend eilte er vor die Tür, um auszuspucken, und stieß auf Hans Merian, der eben mit Malschirm und Kasten vorüberging. Kaum hatte dieser von dem Fund vernommen, so stellte er sein Geräte ab und trat ins Haus.

Ein Flaschenbrief!

Wahrscheinlich ein arabischer!

Von einem gestrandeten Schiff!

Oder von einem, dessen Mannschaft meutert! rief es ihm entgegen.

Der Kadett aber ging nun dem Rätsel planmäßig zu Leibe, indem er das Wasser vollends abgoß und die Rolle herauszuziehen suchte, was nach längeren Bemühungen mittels einer von seiner Tante gelieferten Häkelnadel gelang. Endlich lag sie ausgebreitet und geglättet auf dem Tisch.

Die Schrift war wundervoll. Große kräftige Züge in breitem Strich — die Tusche war im Wasser gar nicht geflossen — und von den merkwürdigsten Formen, runden und eckigen; zuweilen schien es wie ein Anlauf zu menschlicher Bildung, dann löste sich's wieder in notenähnliche Striche und Schnörkel auf. Die Zeichen standen in kürzeren oder längeren Gruppen beisammen, deren keine der anderen glich, einige davon mit einer kühnen gemeinsamen Schweifung umschlossen und jede durch einen kurzen Zwischenraum von der Nachbargruppe getrennt. Das Verwundern, Untersuchen und Hypothesenaufstellen begann aufs neue. Die Meinung überwog, daß die Schrift arabisch sein müsse.

Die Augen des Malers waren immer runder und größer geworden, die Aufregung trieb ihm den Schweiß in sein gutes, offenes Gesicht.

Ob die Schrift arabisch ist, weiß ich nicht, sagte er. Aber sicher gehört sie einer der orientalischen Sprachen an, die an den Küsten des Mittelmeers gesprochen werden. Wir wollen die Flasche zu Professor Farina bringen, er treibt diese Sprachen im Nebenfach. Ich sah ihn soeben aus dem Wasser kommen, er muß noch in seiner Badehütte zu finden sein.

Er stapfte mit Flasche und Schriftrolle über den heißen Sand. Wir anderen folgten. Auch das Fräulein konnte sich's nicht versagen, dabei zu sein, so ungern sie die alte Dame mit dem schwachen Herzen allein zu Hause ließ. Richtig fanden wir den Professor im Bademantel vor seiner Schilfbaracke. Gleich sammelte sich eine Anzahl Neugieriger um uns, die den Fund anstaunten. Frau Farina hatte sich zuerst seiner bemächtigt und machte auf die eigentümliche Beschaffenheit des Stoffes aufmerksam, der kein Papier, sondern dichtgewebtes Leinenzeug war, das sich fast wie Pergament anfaßte.

Während der Professor die Schrift untersuchte, fragte der Kadett seine Tante unvermittelt: Hast du eigentlich den Lappen aus einem Bettuch eurer Hausfrau geschnitten?

Das Fräulein sah ihn starr an und schwieg.

Dann wandte er sich an Griebenthal, der gespannt über des Professors Schulter sah: Merken Sie nicht, daß sie ihren Spaß mit uns treibt?

Fräulein von Pöchlar scherzt nicht mit so ernsten Dingen, wies ihn dieser zurecht.

O meine Tante ist unergründlich. Sie führt, wenn es ihr beliebt, uns alle an der Nase.

Ich muß gestehen, daß auch ich ihr nicht völlig traute. Allein sie hatte ein Ehrenwort gegeben, daran war nicht zu rütteln. Sie würdigte auch den Neffen gar keiner Antwort und folgte nur aufmerksam den Mienen des Professors.

Statt ihrer entgegnete der Maler: Fräulein von Pöchlar ist eine große Meisterin auf dem Klavier, aber zu einer solchen Malerei würde noch etwas anderes gehören. Ihre Tante ist an diesen Buchstaben unschuldig. Die zu erfinden wäre auch unsereiner nicht imstande. Man sieht ihnen ja die innere Notwendigkeit an; dergleichen bringt ein einzelnes Hirn gar nicht hervor.

Die Schrift ist echt, entschied der Professer, aber lesen kann ich sie nicht. Arabisch ist es nicht und Türkisch ebensowenig. Es ließe

sich vielleicht an das Armenische oder Abessinische denken, aber mit diesen Sprachen bin ich nicht vertraut. Wir wollen die Rolle mitnehmen und daheim mit meinen Büchern vergleichen.

Wir wanderten allesamt nach dem Strandhotel, wobei wir einen immer wachsenden Schweif von Neugierigen — sowohl Badegästen als Strandbewohnern — hinter uns herzogen. Dort drängte sich alles um den kleinen Rohrtisch im Vorraum, wo wir atemlos den Schriftvergleichen des Professors folgten. Leider fand sich in seinem Koffer nichts als eine armenische Übersetzung von Byrons Manfred, die aus dem bekannten Kloster von San Lazzaro stammte und sich zufällig unter das Gepäck verirrt hatte. Ein größeres Werk über die Entstehung der Buchstaben mit Schriftproben aus allen Sprachen der Erde war in seiner verschlossenen Wohnung in Florenz zurückgeblieben. Der erste Blick auf die armenische Schrift konnte auch den Laien überzeugen, daß die unsere nichts mit ihr gemein hatte. So kam man auf dem Wege der Ausschließung auf das Abessinische.

Auch der Stoff, woraus die Rolle bestand, wurde eingehender Prüfung unterzogen. Zarte und rauhe Finger betasteten ihn, und man befand, daß er aus einem Segel geschnitten und mit Tusche bemalt sei. Aber freilich werde in unseren Breiten kein solches Segeltuch verfertigt. Doch wollte ein alter Seekapitän auf marokkanischen Schiffen Segel aus ähnlichem festem Stoff gesehen haben.

Ein Flaschenbrief in abessinischer Sprache, auf marokkanisches Segeltuch gemalt, das war das erste Ergebnis unserer Untersuchungen.

Unsere Gesellschaft spaltete sich in drei Parteien, wovon die eine auf das Schiff in Seenot, die andere auf die meuternde Mannschaft schwur, und eine dritte, schwächere, die nur aus Hans Merian und seiner Gattin bestand, sich für einen Staatsgefangenen auf einsamer Insel, vielleicht einen ehrgeizigen Verwandten des damals noch lebenden Negus Menelik, entschied.

Aber am Abend bekam die Sache wieder ein anderes Gesicht. Zur Tafel erschien, wie gerufen, ein ehemaliger Diplomat, der vor Zeiten in politischer Sendung am Hofe Meneliks gelebt hatte und des Amharischen mächtig war. Als Professor Farina ihm die aufgefischte Schrift vorlegte, erklärte er augenblicklich, das sei kein Abessinisch, das Abessinische sehe völlig anders aus. Nach ihm wies die Schrift auf einen viel ferneren Osten; ihre Eigentümlichkeiten erinnerten ihn am meisten an das Chinesische, was auch anderen schon aufgefallen war. Herr Farina bekannte sich in den mongolischen Sprachgruppen als unzuständig und schlug vor, die Schrift einem befreundeten Orientalisten, der auf diesem Gebiet der erste sei, nach Turin zu senden. Dagegen erhoben wir anderen Einspruch, weil doch in einem Fall, wo es sich vielleicht darum handle, schleunige Hilfe zu bringen, der philologische Belang in zweiter Reihe stehe. Der Diplomat erbot sich, den Fund durch Vermittlung eines Freundes dem Ministerium des Äußeren in Rom vorlegen zu lassen, das zweifellos zuständige Persönlichkeiten zur Hand habe und auch gegebenenfalls gleich in der Lage wäre, durch Funkspruch eine dem Inhalt entsprechende Maßregel zu veranlassen. Dagegen aber wandte sich Mr. Speke, der als praktischer Amerikaner den Weg über das Ministerium für viel zu zeitraubend hielt. Nach ihm konnte die Schrift ebensogut japanisch wie chinesisch sein, und er sah daher das japanische Konsulat in Livorno für die geeignete Stelle an, schon weil jeder gebildete Japaner auch des Chinesischen mächtig sei. Dem widersprach nun die Partei des Gefangenen, der sich ja auch im Gewahrsam der japanischen Regierung befinden und durch einen Bericht des Konsulats möglicherweise geradezu dem Messer ausgeliefert werden konnte.

Man trennte sich, ohne schlüssig geworden zu sein und mit Meinungen, die geteilter waren als je. Des anderen Tages war der Diplomat abgereist und damit der bequeme Weg an das Ministerium verpaßt. Ein paar Tage verstrichen ungenützt, während

deren man sich gegenseitig Vorwürfe machte, dem Hilferuf der Bedrängten untätig gegenüberzustehen. Frau und Fräulein v. Pöchlar mischten sich niemals in den Streit, aber sie hörten aufmerksam zu, und man sah der alten Dame ein heimliches Erzittern an, sooft von dem Flaschenbrief die Rede war. Sie schien zu fürchten, daß das Unheil, das an diesem Gegenstand haftete, sich in geheimnisvoller Weise der Finderin anhängen könnte. Diese dagegen blieb, wie in allem, was nicht ihre Mutter oder sie selbst persönlich betraf, völlig kühl und äußerte auch gelegentlich Zweifel, ob sich nicht jemand einen Scherz mit uns gemacht habe, worauf aber Griebenthal erklärte, er halte es für unwahrscheinlich, daß es Menschen gebe, die schlecht genug für einen solchen Streich wären.

Nur einer genoß den Fund, und das war Kollege Kräkeler.

Endlich einmal ein Stoff, sagte er, aus dem sich etwas machen läßt, vorausgesetzt, daß der Herr Kollege ihn nicht mit Beschlag belegt.

Keine Sorge! antwortete ich. Mir genügt mein Gepinsel, ich gehe nicht auf den Fang von Seeschlangen aus, am wenigsten von solchen ohne Kopf.

Er erwiderte herablassend, daß ich da ganz hübsch seinen Titel erraten hätte. Die Seeschlange ohne Kopf, so sei sein gestern geschriebenes Feuilleton von ihm benamst worden. Und richtig sah man ihn des anderen Tages mit einem Einschreibemanuskript zum Postamt wandern, wo Fräulein v. Pöchlar, die ebenso wie ich auf die Abgabe der Briefe wartete, einen bedeutungsvollen Blick mit mir tauschte.

Die Schrift hatte Professor Farina an sich genommen, und man sah ihn des öfteren in der kleinen Nebenlaube damit beschäftigt, ihre Zeichen mit denen eines unterdessen von auswärts bezogenen Werkes zu vergleichen. Aber dem Inhalt kam man damit um keinen Schritt näher. Um sein und unser aller Gewissen endlich zu entlasten, wollte nun Hans Merian das Ding einfach ans

nächste Hafenamt abliefern, wo man schon wissen werde, was zu geschehen habe.

Allein jetzt erhob auf einmal Fräulein v. Pöchlar Einsprache, weil das Fundstück ihr Eigentum sei, das sie überhaupt nicht hergebe, nachdem sie fast ihr Leben daran gewagt habe. Und als der Maler ihr gutes Herz anrief, da es sich ja offenbar um gefährdete Menschenleben handle, deutete sie auf den Muschelbelag der Flasche, die hinter einem Schrankfenster aufgestellt war, und sagte kühl: Wenn die Muscheln nicht lügen, so brauchen die Absender dieser Botschaft seit lange keine Hilfe mehr.

Da mischte sich Kollege Kräkeler mit Schärfe ein: Gnädiges Fräulein, ich gestatte mir unterwürfigst zu bemerken, daß man Rettungsversuche auch dann noch unternimmt, wenn es nach menschlicher Berechnung zu spät ist.

Auch Frau Farina, sonst des Fräuleins große Bewundererin, machte eine halblaute Bemerkung über solche Fischblütigkeit.

Nun aber rückte Griebenthal zur Hilfe an: Fräulein v. Pöchlar hat es gar nicht so gemeint. Übrigens bekenne ich mich gleichfalls zu der Ansicht, daß die Schrift nicht weggegeben werden darf. Sobald wir den behördlichen Weg einschlagen, müssen wir uns auf eine endlose Verschleppung gefaßt machen, und die ganze Sache wird uns aus den Händen genommen.

Ja zum Donnerwetter! rief der Maler laut. Irgend etwas muß doch geschehen. Wenn wirklich ein Schiff in Not ist oder die Mannschaft meutert, so können wir doch die Leute nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.

Während noch gestritten wurde, erschien eine hagere vornehme Gestalt im Saal, der Kontreadmiral Lanza, der auf einer der benachbarten Villen seinen Urlaub verbrachte; wir kannten ihn alle von Ansehen. Er begrüßte Professor Farina und einige andere italienische Herren und entschuldigte vor der Gesellschaft sein Eindringen mit dem Anteil, den er an unserem Fund nehme; durch seinen Freund, den ehemaligen Gesandten in Addis Abeba, sei er

davon unterrichtet. Dann entfaltete er zum Vergleich einen umfangreichen chinesischen Paß, den er zu diesem Zweck aus Rom verschrieben hatte. Da erhob sich Frau v. Pöchlar, die irgendeine tragische Enthüllung zu erwarten schien, warf einen ersterbenden Blick auf ihre Tochter und schlich, an allen Gliedern bebend, hinaus. Das Fräulein löste sich ungern aus der neugierigen Gruppe, die den Admiral umstand, und folgte ihr. Ich war gewohnt, die Damen des Abends nach Hause zu begleiten und mochte sie auch heute auf dem dunklen Strandweg nicht allein lassen. Die zarte alte Frau lief, sobald sie im Freien war, als ob ein chinesisches Gespenst aus dem Paß entsprungen wäre und sie verfolgte; wir Jungen mußten uns schicken, um mit ihr Schritt zu halten.

Gleichwohl war, als ich zurückkam, die Gesellschaft schon auseinander gegangen. Ich fand nur noch Griebenthal, der mir erzählte, daß nach der Vergleichung mit dem Paß auch das Chinesische ausgeschaltet worden sei. Der Professor neige jetzt zu der Ansicht, daß die Schrift einem indischen Idiom angehöre. Von nun an blieb sie im Glasschrank des Eßzimmers eingeschlossen, wo jedermann sie sehen und niemand sie berühren konnte. Und wer nur auf einen Tag unseren Strand besuchte, der kam, sie zu besichtigen. Ein bekannter französischer Missionar, der in einem Nachbarort zur Kur weilte, ließ sich eigens deshalb herüberrudern, denn an der ganzen Küste sprach man von unserem Fund. Er sagte, daß ihm in keiner indischen Schriftart solche Schnörkel wie bei einzelnen Gruppen des Flaschenbriefes bekannt seien; aber jedenfalls müßten diese symbolisch gedeutet werden als Schlange, die sich in den Schwanz beißt, somit als Sinnbild der Ewigkeit: die betreffenden Stellen seien religiösen Inhalts. Damit waren wir um eine neue Hypothese bereichert.

Herr Farina hatte unterdessen eine ganze einschlägige Bibliothek zusammengebracht und war zu dem Schluß gekommen, daß die Schrift überhaupt keiner entwickelten Kultursprache angehöre.

Ich vermute, daß sie auf dem Übergang zwischen Bilder- und Zeichenschrift steht, sagte er, und daß sie noch die Fähigkeit besitzt, mit wenigen Strichen, die vom Laut unabhängig sind, einen langen, verwickelten Vorgang auszudrücken. Ich habe eine weibliche Gestalt entdeckt, die auf einem umgekehrten Schiffskiel zu sitzen scheint, also vielleicht die Geschichte eines Schiffbruchs erzählen will. Jede dieser Einzelgruppen haben wir uns als einen längeren gedrängten Abschnitt vorzustellen, der, in eine Kultursprache übersetzt, einen beträchtlich größeren Raum ausfüllen würde.

Damit ging die Frage ganz ins philologische Gebiet über, und der Eifer flaute ab, denn wie sollten wir hoffen, dem Schreiber einer so unverständlichen Schrift zu helfen. Zwar erklärten die Insassen des Strandhotels jeden Tag: Es muß etwas geschehen, aber es blieb immer beim alten. Die glühende Hitze, die gerade herrschte, und der anstrengende Müßiggang des Badelebens legten jedes Beginnen von vornherein lahm. Man schwamm und ruderte, man lag auf dem heißen Sand und brachte jedesmal einen Wolfshunger nach Hause. Selbst das Merkbüchlein des betriebsamen Kollegen schlummerte in seiner Tasche. Und der geringste Widerstand wurde zu einem unübersteiglichen Hindernis. Besonders war es jetzt Griebenthal, der sich jedem Eingreifen widersetzte.

Es gibt nichts Zufälliges, sagte er mir einmal, als wir an einem Schirokkoabend spät noch beim Phosphorschein des Meeres am Strand spazierengingen. Wenn die Flasche den Indischen Ozean durchschwommen hat, um durch die Straße von Bab el Mandeb und den Suezkanal ausgerechnet an unseren Strand und in den Händen Fräulein v. Pöchlars anzulangen, so hat das etwas zu bedeuten.

Ja, was denn aber? fragte ich.

Daß sie es ist, die die Schrift entziffern soll.

Wie soll das Fräulein den Schlüssel finden, der den Gelehrten fehlt?

Durch Innenschau.
Sie wird sich bedanken. Sie wissen, daß sie auf die Mächte des Zwischenreichs nicht gut zu reden ist. Sie will im warmen Menschenland bleiben.
Ich will sie nicht daraus vertreiben. Aber wenn ein Ruf an sie ergeht, wird sie ihm Folge leisten müssen.
Unterdessen war unser Kadett von einer mehrtägigen Strandwanderung mit einem Altersgenossen zurückgekehrt und lachte, als er die Flasche noch immer wie ein Heiligtum im Schranke verwahrt sah.
Wie schade, daß der Erfinder dieses Streichs nicht sehen kann, was er angestellt hat, sagte er und erregte dadurch den alten Streit aufs neue.
Immer wieder die unselige Flasche, seufzte Frau v. Pöchlar. Wäre sie doch nie an unseren Strand geschwommen.
Ich will es nur gestehen, sagte ihre Tochter, daß ich ganz der Meinung meines Neffen bin. Ich hielt den Fund von allem Anfang an für einen Scherz und schwieg nur, weil ich dem Täter das Spiel nicht verderben wollte.
Wer soll der Täter sein? fragte man von allen Seiten.
Vermutlich sitzt er unter uns.
Wer, wer?
Nun, ohne Zweifel ein Künstler mit Stift und Pinsel.
Ihre Augen hafteten zuerst spitzbübisch an Hans Merian, der die Schwurhand zur Abwehr erhob, und glitten dann forschend zu mir herüber.
O gnädiges Fräulein, Sie erweisen meinem bescheidenen Talent eine zu große Ehre.
Sie ist es selbst! platzte der Kadett los.
Seine Tante sah ihn vernichtend an: Wenn nicht du es bist, mein Junge!
Dann wandte sie sich an die Gesellschaft und sagte: Ich habe mein Ehrenwort bereits gegeben. Wenn die anderen Anwesenden

das gleiche tun wollen, so werden wir bald wissen, woran wir sind.

Alle willfahrten ihr, der Professor mit einigem Widerstreben, weil er es kindisch fand, nach so gewichtigen Zeugnissen immer aufs neue an der Echtheit der Schrift zu zweifeln. — Welch ein Maß von Kenntnissen und Übung wäre nötig, um so etwas willkürlich zu erfinden, sagte er.

Danach rückte der Fund wieder in seine alten Ehren ein. Auch Fräulein v. Pöchlar gab sich achselzuckend geschlagen. Sie nahm von nun an öfters die Schrift und vertiefte sich darein. Schließlich meinte sie: Wenn man erst einmal anfängt zu glauben, könnte man sich bald auch einbilden, sie zu verstehen, so bekannt sehen einen die Zeichen an.

Man soll sie verstehen, sagte jetzt Griebenthal mit Nachdruck und stellte sich neben das Fräulein.

Wie das? fragte sie.

Wenn Sie Ihre Augen und Ihre Gedanken unverwandt, ohne abzuirren oder nachzulassen, auf die Schrift heften, so werden Sie verstehen.

Man sah, wie sie sich ordentlich mit den Augen darein verbohrte.

Über dieser Schrift könnte man den Verstand verlieren, murmelte sie.

Nun raffte sich Frau v. Pöchlar zu einem plötzlichen Willensentschluß auf: Jetzt aber dulde ich es nicht länger. Asta, komm! sagte sie, legte gebieterisch ihre Hand auf die der Tochter und zog sie mit sich.

Das Fräulein folgte gern oder ungern. Griebenthal sah mich still und eindringlich an. Die anderen hatten nicht sonderlich auf den Vorgang geachtet.

In diesen Tagen begab sich's, daß ein neues Ereignis das alte, das schon zu verblassen begann, ablöste. Es war nichts Geringeres als ein todwunder Wal, den das Meer wenige Meilen abseits

unserer Ansiedlung an die Küste getragen hatte. Aus nah und fern wallfahrteten die Einheimischen und Fremden nach dem Ort, das ungeheure Tier verenden zu sehen, dem aus einer mächtigen Bauchwunde — ob von Harpune, Felsriff oder zufälliger Rammung durch ein Unterseeboot herrührend — das Leben entströmte. Die Wege hin und her waren schwarz von Menschen. Das Tier lag regungslos in dem feuchten Ufersand eingekeilt, nur an den Naslöchern war noch eine ganz schwache Atmung wahrzunehmen. Aus dem Strandhotel stellte sich, wer nur konnte, mit dem Kodak ein. Kollege Kräkeler schrieb ein zweites Feuilleton; ob er es ‚die Seeschlange mit dem Kopf' betitelte, weiß ich nicht. Hans Merian und ich verbrachten die ganze Zeit bei dem toten Ungetüm, um es von allen Seiten zu zeichnen, zu malen und zu photographieren, obgleich Mückenschwärme es umsurrten und die Luft in seiner Nähe bald nicht mehr angenehm war. Am dritten Tage endlich erschien ein kleiner Dampfer, der den Koloß ins Schlepptau nahm, weil er anders nicht weggebracht werden konnte, und ihn durch die Wellen nach Livorno zog, wo er ausgelassen und für ein Museum präpariert werden sollte. Es war ein seltsames Bild, wie der formlose Riesenklumpen hinter dem Dampfer herschwamm, aus der Ferne wie ein kleineres Fahrzeug anzusehen, das allen Bewegungen des größeren folgte. Erst als die zwei Silhouetten vom Horizont verschwunden waren, kehrten wir alle in die alten Gewohnheiten zurück, und jetzt war es das Ehepaar Merian, das sich zuerst wieder mit seinem Gefangenen auf der Insel beschäftigte. Sie fanden, es sei doch eigentlich eine ganz unverantwortliche Fahrlässigkeit, daß wir den Flaschenbrief, mit dem wir selber nichts anzufangen wüßten, nicht längst der Hafenbehörde übergeben hätten und daß es jetzt höchste Zeit sei zu handeln mit oder ohne Fräulein v. Pöchlars Einwilligung. Diesmal stimmte auch Griebenthal zu, da er sich in seinen Erwartungen enttäuscht sah. Es wurde beschlossen, dem Fräulein ihren Fund, den sie neuerdings in eigene Verwahrung genommen hatte,

abzufordern und dem in der Nähe befindlichen Hafenamt zu übermitteln.

Zusammen begaben wir uns eines Abends zu den Damen Pöchlar, die schon seit mehreren Tagen bei den gemeinsamen Mahlzeiten fehlten. Wir waren auch sonst an Zahl geschmolzen, denn das Spekesche Ehepaar befand sich schon auf der Heimreise nach Amerika, unser Professor aber hatte in aller Frühe für zwei Tage nach Florenz gemußt.

Die Damen saßen bei angezündeter Lampe über ihren Stickrahmen, und der Kadett klimperte auf der Gitarre.

Als Frau Farina den Zweck unseres Kommens erklärte, war das Fräulein sogleich einverstanden.

Ich will froh sein, wenn wir das Ding los sind, sagte sie. Meine Mutter hat seit dem Fund keine ruhige Stunde mehr, und auch ich schlafe schlechter, seitdem er im Hause liegt. Wenn Sie wüßten, wie es mir heute nacht seltsam ergangen ist. Ich träumte, daß ich wach im Bett läge — wie man ja wunderlicherweise träumen kann — und daß ich über die Schrift nachdächte. Da wurde mir so, ich weiß nicht wie, daß ich aufstehen und Licht machen mußte, versteht sich im Traum, und die Schrift auf dem Tisch vor mir ausbreiten. Es langweilt Sie doch nicht, wenn ich meinen Traum erzähle?

Wir flehen Sie fußfällig darum an.

Sie fuhr fort: Es war mir, als hätte ich den unwidersprechlichen Auftrag erhalten, die Schrift zu übersetzen und als wäre ich auch dazu imstande. Die Zeichen erschienen mir nicht mehr schwarz, sondern bläulich glühend. Und ganz von selber, so kam es mir im Schlafe vor, teilte sich ihr Inhalt meinem Geiste mit. Nach meinem Empfinden saß ich die ganze Nacht und übersetzte. Sooft eine Gruppe entziffert war, verlosch sie. Aber als ich am ersten Geräusch vom Strande her erwachte, lag ich in meinem Bett und alles war geträumt. Nur die Kerze, die ich am Abend frisch aufgesteckt und dann

gelöscht hatte, war bis auf ein winziges Stümpfchen herabgebrannt.

Und der Inhalt der Schrift? fragten alle aus einem Munde. An den erinnern Sie sich nicht mehr?

Nur ein einziges Wort habe ich behalten: es heißt Narwan!

Nar—wan, buchstabierte sie noch einmal langsam und deutlich, auf jedem Buchstaben ausruhend.

Narwan? Was soll das bedeuten?

Es ist der Name der Insel, soviel weiß ich noch. Auch ihre Lage nach Längen- und Breitengraden war mir mitgeteilt worden nebst einer langen, langen Geschichte, aber beim Erwachen war alles verflogen. Nur noch ganz dunkel schwebt es mir vor, sie liege irgendwo im Indischen Ozean, der Küste Asiens gegenüber.

Asta, ach Asta, seufzte Frau v. Pöchlar geängstigt, wie immer, wenn von der geheimnisvollen Schrift gesprochen wurde.

Sonst erinnern Sie sich an nichts? fragte Griebenthal in einem ganz inquisitorischen Ton, den man noch nie an ihm gekannt hatte.

Nichts, als daß von einem verschollenen Schiff die Rede war, dessen Insassen im Indischen Ozean Schiffbruch und unendliche Nöte gelitten haben und jetzt auf der Insel Narwan gefangen sind.

Und von wem stammen die Aufzeichnungen? verhörte Griebenthal.

Der Schreiber ist keiner von ihnen, sondern ein Eingeborener von Narwan, und ich weiß noch, daß seine Denkart mir im Traume fremder erschien als seine Schrift. Aber weiter fragen Sie mich nichts, denn das ist das letzte, was mein Gedächtnis hergibt.

Wenn Sie jetzt die Schrift wieder ansehen, kommt Ihnen dann keine Erinnerung? fragte er, die Rolle vor ihr ausbreitend.

Nein. Aber ich sehe Dinge, die ich vorher nicht sah, — einen Schiffsschnabel, seltsam geformte Waffen — einen Männerkopf mit Glatze —

Wo, wo? fragten alle.
Und das hier — ist es nicht ein Knabe, der einen Kranz hält oder eine Brezel?
Gut. Sie sollen aber auch den Sinn verstehen, befahl Griebenthal.
Wie kann ich das?
Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich Ihren Willen stärken kann, und nun blicken Sie unverwandt in die Schrift.
Die Mutter geriet in heftige Unruhe. Treiben Sie sie nicht weiter. Treiben Sie mein armes Kind nicht weiter. Sie wissen nicht, wie sie sich schaden kann.
Aber Griebenthal hatte kein Erbarmen. Asta warf noch einen halben Blick auf ihre Mutter, die ihr flehende Zeichen machte, allein sie schien bereits von einer fremden Gewalt beherrscht.
Ich verstehe die Schrift, sagte sie plötzlich mit veränderter Stimme.
Setzen Sie sich, gebot Griebenthal, und ich bitte alle zu schweigen.
Man hörte keinen Atemzug mehr. Nur die Mutter sagte noch einmal warnend: Asta! Aber schon begann das Fräulein zu lesen, erst stockend und tastend, dann immer rascher, als würde ihr die fremde Gedankenwelt mit jedem Wort geläufiger. Kräkeler stenographierte unter dem Tisch. Da er mir aber später die Einsicht in sein Stenogramm verweigerte, bin ich mit der Wiedergabe des Gehörten ganz auf mein Gedächtnis angewiesen.
Das Fräulein las etwa folgendes: Dies ist das erstemal, daß eine Kunde von der Insel Narwan zu den Völkern der Erde gesendet wird. Unser oberstes Staatsgesetz verbietet es. Die Frauen haben dieses Gesetz gemacht. In Narwan regieren ganz allein die Frauen. Man weiß, daß es eine Zeit gab, wo die Herrschaft in den Händen der Männer war, aber von dieser Zeit darf öffentlich nicht gesprochen werden. Es heißt, daß sie mit einem großen Blutbad endete, dem nur die jüngsten und schönsten der Männer entgingen.

Unsere Zeitrechnung beginnt mit dem Regierungsantritt unserer ersten Königin Narwana, die sie die Große nennen. Von ihr hat die Insel ihren jetzigen Namen. Die Satzungen, die sie einführte, werden heilig gehalten bis auf diesen Tag. Wir glauben an ein höchstes Wesen, dessen wahrer Name nicht ausgesprochen werden darf, im gemeinen Leben nennen wir es Tmu.

Oft sind schon im Lauf der Zeit Schiffe, die von weither kamen, an unserer Insel gestrandet. Die Fremden wurden immer freundlich aufgenommen, genährt und gekleidet, nur in ihre Heimat durften sie nie mehr zurückkehren, damit keine Nachricht von unserem Dasein in die Welt dringe und andere Völker anlocke, in Scharen hierher zu kommen und unsere Ordnungen zu ändern. Unter ihnen befinden sich Männer, die in ihrer Heimat groß waren, sie sind mit ihren Schiffen verschwunden, und niemals werden die Ihrigen wissen, wohin sie gekommen sind. Wir in Narwan wissen es. Sie haben bei uns höhere Ehren erlangt als je ein eingeborener Mann der Insel, aber keiner ihres Geschlechts darf mit ihnen sprechen. Durch diese Fremden sind viele Gegenstände ferner Länder zu uns gekommen. Auch ist man durch sie in Narwan über die Lage, Beschaffenheit und Einrichtungen jener Länder vollständig belehrt. Jedoch nur die Frauen wissen von diesen Dingen und behalten alle die große Wissenschaft für sich, denn wir Männer werden von den Frauen in Unwissenheit erhalten, und man lehrt uns von Jugend an, daß das Nichtwissen des Jünglings schönster Schmuck und Vorzug ist. Weil wir so gelehrt werden, darum sind wir Männer von Narwan ungelenk mit der Zunge, langsam im Denken und nicht geschickt zur Tat. Unser einziges Verlangen ist unseren Herrinnen zu gefallen, und von allem, was Kraft des Geistes oder des Herzens erfordert, sagen wir: es ist Frauensache.

Jedes Jahr wird aus den männlichen Geburten ein Fünfteil ausgewählt und in die Schulen gebracht. Dort unterweist man sie im anmutigen Betragen, im Singen, Tanzen und all den Künsten,

die das Auge der Frau ergötzen. Diese Knaben nennt man die ‚Väter', denn ihre Bestimmung ist es, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen. Die übrigen heißen in unserer Sprache, ‚das Wegesende'; sie sind von der Vermehrung ausgeschlossen, und mit ihnen endigt ihr Geschlecht. Sie werden in festen ummauerten Höfen oder umhegten Plätzen eingesperrt und zum Ziehen des Pflugs, zum Tragen der Lasten und zum Bedienen der Werkstätten benutzt. Das Wegesende ist böswillig, dumm und träge und kann nur mit dem Stachel zur Arbeit gebracht werden. Im Gebrauch der Waffen wird es so wenig unterwiesen wie die Väter, denn dieser ist das ausschließliche Vorrecht der Frauen. Die Königin hat eine Leibwache von fünftausend Lanzenmädchen, die ihre Person beschützen und die Insel gegen feindliche Überfälle sichern.

Wenn die Knaben zur Liebe reif sind, führt man sie geschmückt und gesalbt zum Hain der Sieben Teiche. Dorthin kommen im Frühling die Bräute zur Gattenwahl. Der Hain der Sieben Teiche ist so schön, daß die ganze Erde nicht seinesgleichen hat. Dort gibt es viele kleine Inseln, wo die Bäume ihre blühenden Äste bis zur Erde senken, Wasservögel nisten im Gebüsch des Ufers, und die Inseln sind im Frühling voll Lautenklang und Lachen und Liebesgeflüster. Wenn der Liebestag zu Ende ist, so kehren die Bräute nach Hause, die Jünglinge bleiben im Hain der Sieben Teiche zurück, und bald kommen neue Bräute, und wieder geht durch die Insel der Sieben Teiche Lachen, Lautenklang und Liebesgeflüster. Nur der Königin ist es gestattet, den Knaben, der ihr wohlgefällt, für sich allein zu behalten und in ihrem Palaste wohnen zu lassen.

Ich, Askra Sakhi, der ich diese Zeilen schreibe, war groß über alle Jünglinge von Narwan durch die Gunst der Königin Tulbend. Mein Glück dauerte bis zu dem Tage, wo das beschädigte Schiff der Bartmänner aus Europa von den Frauen mit Gewalt an unseren Strand gezogen wurde. —

Fräulein v. Pöchlar machte eine Pause. Diesen Augenblick benutzte Frau Farina, um mißtrauisch zu fragen: Und das alles steht auf der einen Schriftseite?

Ich bitte nicht zu unterbrechen, sagte Griebenthal mit Nachdruck. Er sah auf einmal ganz unheimlich aus. Sein hageres Gesicht hatte etwas Eulenartiges bekommen, und die tiefliegenden, sonst immer freundlichen Augen brannten ganz innen wie glühende Kohlen.

Frau v. Pöchlar wollte die Unglücksschrift vom Tische nehmen, aber Griebenthal legte schwer die Hand darauf.

Lesen Sie weiter, gebot er dem Fräulein.

Und Asta las mit einer fremden singenden Stimme, die von weither zu kommen schien, wie auswendig fort: Es waren viele Geräte und Instrumente an Bord, die den Männern aus Europa zu Zwecken der Wissenschaft gedient hatten. Diese wurden alle herausgeholt und dann das Schiff in Brand gesteckt wie alle fremden Schiffe, die auf Narwan landen. Die Männer, die ganz erschöpft waren, pflegte man gut und brachte sie wieder zu Kräften. Zwar konnte niemand von den Einheimischen mit ihnen reden, aber auf der Nordspitze der Insel wohnt schon seit vielen Jahren ein ganz einsamer fremder Mann von gelber Hautfarbe und klein von Wuchs, der alle Völker der Erde kennt, unsere Sprache erlernt hat und wie einer der Unseren geworden ist. Er verstand viele künstliche Dinge zu fertigen, die ihm die Gunst der Königin eingebracht hatten, darunter eine Sonne, die die ganze Nacht im königlichen Palaste scheint. Weil er außer seinen wirklichen noch ein paar Zauberaugen besitzt, die er nach Belieben vor- und rückwärts schrauben kann, um damit auf das Meer zu schauen, nennt ihn das Volk Muni Kawa, das bedeutet ‚Schneckenauge'. Dieser Muni Kawa wurde zu den Bartmännern geführt, und es gelang ihm, sich mit ihnen zu verständigen.

Eines Tages schickte die Königin Tulbend ihren Gästen Blumenkränze, was in der Sprache von Narwan heißt: Ihr seid bei mir

zum Mahle geladen. Nicht schön war der Anblick der Männer Europas unter den Blumenkränzen, als sie in den Saal der Königin Tulbend traten. Viele von ihnen trugen seltsame Gläser vor den Augen, einigen reichte die Stirn bis zum Hinterhaupt, andere hatten graue, stachlige Bärte. Aber unter ihnen war ein Knabe, der war auf ihrem Schiff der Geringste gewesen, denn er hatte die Bohlen gescheuert, das Geschirr gewaschen und manchen Fußtritt von den Bartmännern eingenommen. Den wollten sie nicht mitbringen, weil sie sich seiner schämten. Doch der Knabe drängte sich keck in den Saal, denn er hatte auch einen Blumenkranz erhalten. Er war schön von Wuchs, und der Blumenkranz stand lieblich zu seinem schwarzen krausen Haar. Und er gefiel der Königin so wohl, daß sie ihn an ihrer Seite sitzen ließ. Die Bartmänner aber saßen verteilt zwischen den Frauen des Hofes, und es kränkte sie, daß der Knabe, den sie verachteten, über alle erhöht saß. Hinter jeder der Frauen stand ein Jüngling mit einem Saitenspiel, und alle verharrten in tiefem Schweigen, denn es gilt in unserem Lande nicht für ziemlich, daß ein Mann in Gegenwart der Frauen unaufgefordert die Stimme erhebe. Ich, Askra Sakhi, stand hinter der Königin und dem Knaben. Nur den fremden Gästen löste die Königin das Schloß des Mundes, indem sie nach den Sitten ihrer Länder fragte, und ihre Antworten übersetzte Schneckenauge. Da vernahmen die Jünglinge von Narwan zum erstenmal, daß in Europa die Männer regieren. Und allen erbebte das Herz, daß die Lauten von selbst in ihren Händen erklangen. Alsbald ließ die Königin die Gespräche verstummen und befahl den Lautenschlägern zu spielen. Der Knabe aber sprang auf und tanzte zum Klang der Musik einen Tanz seiner Heimat, wobei er die Arme erhob und sich wirbelnd um sich selber drehte, und am Schluß kniete er nieder und legte seinen Blumenkranz zu den Füßen der Königin. Da reichte sie ihm aus ihrem eigenen Becher zu trinken und sprach zu ihm in lieblichem Tone: Meinem jungen Freunde gefalle es jetzt, von seiner Seefahrt zu erzählen.

Der Knabe begann und log, daß er der Führer dieses Schiffes gewesen und daß alle diese Grauköpfe und Bartmänner ihm gedient und was für große Taten er verrichtet hätte gegen Sturm und räuberische Seefahrer. Die Königin aber glaubte alles, denn ihr Herz fand Freude an dem Knaben, und meine betrübten Augen mußten sehen, wie sie sich immer näher rückten und wie unter dem Tisch ihre Knie sich fanden. Die Bartmänner aber zürnten heftig, und der mit dem Stachelbart, ein großer starker Mann, der das Schiff geführt hatte, fuhr auf und hieß den Knaben in seiner Sprache schweigen. Da ließ der Knabe die Länge seiner Zunge sehen, was nicht schön und bei den Bartmännern, wie es scheint, eine Beleidigung ist. Denn der Alte sprang voll Wut in die Höhe und gab dem Knaben an der Seite der Königin einen mächtigen Schlag auf die Wange. Der Knabe schrie, die Königin warf sich zum Schutze über ihn und befahl, den Bartmann zu verhaften. Der aber wehrte sich, die anderen Fremden sprangen ihm bei, sie schwangen die Tischmesser, zerschmetterten die Geräte des Zimmers, und im Nu war alles voll Lärm und Blut und Getümmel. Viele von unseren Jünglingen hielten aber zu den Fremden, denn da sie gehört hatten, daß in Europa die Männer regieren, wollten sie den Frauen nicht länger gehorchen. Auch ich, Askra Sakhi, war unter ihnen. Der fremde Knabe aber lag, mit einem Messer im Rücken, tot am Boden, und die Königin wehklagte laut, und alle Frauen verloren den Mut, als sie diese Taten sahen. Wir aber schlugen uns durch, zogen durch alle Straßen und riefen die männliche Jugend von Narwan zur Freiheit auf. Wir erbrachen auch die ummauerten Höfe und die festen Zäune und bewaffneten das Wegesende mit Sensen und Heugabeln. Und wir hätten jenes Tages die alte Ordnung in Narwan unter der Führung der Fremden umgestürzt, wenn der große Tmu uns gnädig gewesen wäre. Aber die Jünglinge, deren Herz an den Frauen hängt, fielen von uns ab und unterwarfen sich aufs neue. Sie vereinigten sich mit den Lanzenmädchen und griffen uns von zwei Seiten an, und es

kam zu einer gewaltigen Schlacht, wobei viele von den Fremden erschlagen wurden. Das Wegesende, das keine Führer mehr hatte, zerstreute sich und warf die Waffen weg, und die meisten kehrten freiwillig in ihre Höfe und hinter ihre Zäune zurück. Ich selbst aber wurde mit den Bartmännern aus Europa gefangen gesetzt. Man klagt mich an, den fremden Knaben im Getümmel getötet zu haben, und der Zorn der Königin ist so groß, daß sie mich schon dem Knaben nachgesendet hätte, gäbe es nicht ein Gesetz in Narwan, wonach keiner der Väter am Leben bestraft werden kann. Die Bartmänner sitzen in enger Haft, und man weiß nicht, was ihr Schicksal sein wird. Muni Kawa, der an dem Aufstand keinen Teil genommen hat und frei bei ihnen aus und ein geht, hat ihnen Schreibzeug gebracht und jeden veranlaßt, seine Geschichte in der Sprache seines Landes niederzuschreiben und sie in einer der gläsernen Flaschen, die mit den Schiffen hierhergekommen sind, gut zu verschließen. Auch mir riet er, einen Flaschenbrief zu schreiben, ob vielleicht an irgendeiner Küste eine der unseren ähnliche Sprache gesprochen und unsere Schrift verstanden wird. Diese Flaschen will er alle zusammen auf der Nordspitze der Insel, wo die Strömung am stärksten ist, dem Ozean übergeben. Und wir beten zu dem großen Tmu, daß von den Flaschen wenigstens eine die Küste eines fremden Landes erreiche und daß von jenem Lande die Männer sich aufmachen, um Narwan aus den Händen der Frauen zu erlösen und uns Gefangenen die Freiheit wiederzugeben. Am Tode des Knaben aber bin ich unschuldig, so wahr Tmu, der unser aller Vater ist, mir helfe. —

Das Fräulein hatte geendet und sah sich wie erwachend um. Kollege Kräkeler klappte sein Merkbuch zu und wischte sich die Stirn. Griebenthal küßte dem Fräulein die Hand. Alle schwiegen zunächst. Der Maler saß wie verzaubert und staunte mit großen treuherzigen Kinderaugen dem Gehörten nach.

Frau Farina fand zuerst ihren Humor wieder: Als Frau, sagte sie, lege ich keinen Wert darauf, Gefangene zu befreien, die sich

gegen die weibliche Oberhoheit vergangen haben. Mögen sie in Narwan bleiben und meinetwegen ihr Dasein in den Ställen beim Wegesende beschließen.

Jetzt wurde der Kadett von einer unbändigen Lustigkeit ergriffen. O Narwan, Narr—wan, Narrenwahn, vergönne mir der große Tmu, an deiner Küste zu stranden, bevor mir die Haare ausfallen und auf meinem Kinn ein Stachelbart wächst! — Dabei warf er die Glieder in die Luft und begann einen Insulanertanz aufzuführen, mit dem er, wie er sagte, das Herz der Königin Tulbend bezwingen wollte.

Frau v. Pöchlar hielt sich die Ohren zu, das Fräulein ergriff einen Fliegenwedel und jagte den lärmenden Neffen zur offenen Haustür auf den dunklen Strand hinaus, wo er unter dem Sternenhimmel seinen Tanz fortsetzte. Wir alle folgten.

Beim Hinausgehen sagte Merian kopfschüttelnd: An Narwan zu glauben ist unmöglich, aber daß das alles schlankweg erfunden sei, nur so im Handumdrehen erfunden, halte ich für noch unmöglicher.

Herr Merian, Sie sind doch der beste aller Männer, rief ihm das Fräulein nach, und sich verbessernd setzte sie hinzu: versteht sich, nach Herrn v. Griebenthal.

Die beiden Gläubigen gingen von hinnen, ohne zu fragen, womit sie eigentlich das Lob verdient hatten.

Als ich auf dem Heimweg gegen Griebenthal einige Scherzworte über die Insel Narwan fallen lassen wollte, kam ich an den Unrechten.

Es versteht sich, sagte er, daß in der kurzen Schrift nicht alles stehen kann, was uns das Fräulein vorlas; sie blickte ja auch gar nicht mehr hinein. Aber warum sollten sich nicht bei der Berührung des Stoffs in ihrem Geiste die Zustände des Ortes gespiegelt haben, aus denen er herkommt? Ich leugne nicht, daß sie aus Mutwillen allerlei dazugefabelt hat, ich habe es sogar jedesmal an ihrem Puls gespürt. Es gibt überhaupt keine reine Über-

mittlung geistiger Botschaften, weil das Medium mit seinen menschlichen Eigentümlichkeiten dazwischensteht. Aber die Echtheit der Mitteilung im ganzen wird davon nicht berührt.
Ich versuchte keinen weiteren Widerspruch. Jedenfalls hatte das Fräulein erreicht, worauf es ihr anzukommen schien: niemand dachte mehr daran, ihr den Fund abzufordern, und nach der Entdeckung der Insel Narwan war von keiner Anzeige beim Hafenamt mehr die Rede.

*

Der Sommer war vorgerückt, mein Urlaub ging zu Ende. Auch die Damen v. Pöchlar rüsteten zum Aufbruch. Auf den Vorabend ihrer Abreise luden sie alles, was noch von der Tafelrunde übrig war, zur Pfirsichbowle in ihr Strandhäuschen.
Als wir uns an ihrem köstlichen Gebräu gelabt hatten, begann das Fräulein: Wir dürfen nicht auseinandergehen, ohne daß ich den verehrten Anwesenden für den Anteil gedankt habe, den Sie, der eine mehr, der andere minder warm (dabei blickte sie lächelnd in der Runde) meiner Flaschenpost und den unglücklichen Gefangenen auf Narwan entgegenbrachten. Um Askra Sakhi und die Königin Tulbend haben sie sich ja wohl keine ernstlichen Sorgen gemacht. Aber über den Flaschenbrief selbst, der so viele Gemüter an diesem Strand beschäftigte, bin ich Ihnen eine Aufklärung schuldig. Nicht nur das ängstliche Gewissen meiner Mutter, das mir keine Ruhe mehr läßt, auch der eigene Ehrgeiz drängt mich dazu, denn es ist schmerzlich, sein Licht immer unter dem Scheffel brennen zu lassen. Sie, Herr Merian, haben das Gutachten abgegeben, daß ich viel zu talentlos sei, um solche Buchstaben zu malen —
Bitte sehr, entgegnete der Angeredete, meine Meinung ging dahin, daß weder Sie noch ein anderer Mensch —
Gut. Mein Neffe wiederholt mir seit drei Wochen: Wenn ich nicht durch Herrn v. Merian wüßte, daß du zum Malen durchaus kein Geschick hast, so würde ich dich für die Täterin halten. Nun wohl,

ich bin die Täterin. Die rätselhafte Schrift habe ich geschrieben, und zwar mit der größten Geschwindigkeit, ohne alles Studium noch Vorbereitung, wie mir's gerade in die Finger kam, denn die Zeit drängte. Ich gestehe, ich bewunderte sie selbst und wäre nicht imstande, sie ein zweites Mal herzustellen. Aber der Drachenritter muß die Zunge des Drachen zeigen, damit ihm geglaubt wird. Hier ist mein Wahrzeichen.

Dabei legte sie zwei feste weiße Zeugstreifen auf den Tisch.

Sie haben soviel über die Herkunft des Stoffes gestritten, auf den die Schrift geschrieben ist. Betrachten Sie ihn gut, er ist wirklich in unseren Breiten gewachsen. Er ist ein Stück durchtränkter Leinwand, das ich in einer alten Kopierpresse als Löschblatt fand und mit mir nahm. Ich ahnte nicht, wie gut es mir dienen würde. Daraus schnitt ich den Inhalt für die Flasche zurecht. Sie sehen: die abgeschnittenen Streifen passen der Schriftrolle wie die Drachenzunge dem Drachenkopf.

Fräulein v. Pöchlar, ich verehre Sie, so wahr der große Tmu mir helfe, und werde niemals wieder an Ihren allseitigen künstlerischen Fähigkeiten zweifeln, sagte Hans Merian und leerte feierlich sein Glas, während seine Frau ging und Asta umarmte.

Und was sagt nun die Presse zu der Enthüllung?

Rasch ergriff ich den Bowlelöffel, um die Gläser frisch zu füllen.

Aber Kollege Krákeler lehnte sich mit abweisender Miene in den Stuhl und sagte spitz: Es ist leicht, über die Gefoppten zu lachen, doch läßt sich die Gläubigkeit einigermaßen entschuldigen, wenn man bedenkt, daß Fräulein v. Pöchlar geruhte, ein Ehrenwort zu geben.

Ja, und mit dem reinsten Gewissen, rief diese, indem sie ihn groß und fest ansah.

Das geht über meinen gemeinen Menschenverstand, antwortete er kühl.

Es ist sehr einfach. Ich war im Bad und sah die Flasche mit der Muschelhülle draußen treiben, und weil ich an einen Flaschen-

brief dachte, schwamm ich ihr nach. Sie enthielt nichts als ein wenig Wasser. Kein Gedanke an ein solches Unterfangen war in meiner Seele. Ich scherzte nur, indem ich den Herrn erzählte, es befinde sich eine Schrift in ihrem Bauch. Da sagte mir mein Neffe auf den Kopf zu, daß ich den Streich verübt hätte. Mit vollem Fug und Recht gab ich ihm mein Wort, nichts dergleichen getan zu haben. Dann aber ging ich hin — und tat's!

Alle lachten und riefen Beifall.

Ich hob mein Glas: Ich bin gewiß, die Empfindung aller Anwesenden auszusprechen, wenn ich Fräulein v. Pöchlar unserer unbegrenzten Bewunderung versichere. Sie haben unseren Scharfsinn während dieser erschlaffenden Sommertage zu unermüdlichen Leistungen angespornt, Sie haben unsere geographischen, ethnographischen, linguistischen Begriffe in ungeahnter Weise erweitert und ganz neue Vorstellungskreise erschlossen. Wie eintönig wäre unser Leben gewesen ohne den Ausblick auf Narwan! Sie haben auch die Presse in Brot gesetzt und das Auge aller Gebildeten auf diese stille Küste gezogen. Einheimische und Badegäste schulden Ihnen dafür den tiefsten Dank. Ich bitte alle Anwesenden, einzustimmen in den Ruf: Fräulein Asta von Pöchlar, die Entdeckerin von Narwan, die Begründerin einer neuen überseeischen Verbindung, lebe hoch!

Hoch, hoch, hoch! schrie alles durcheinander. Als Griebenthal mit seinem Glas zu der Gefeierten trat, sagte sie mit schelmischer Zerknirschung: Sie wollten nicht glauben, daß es so schlechte Menschen gebe. Wie stehe ich jetzt vor Ihnen da?

Er küßte ihr ritterlich die Hand: Es kommt immer darauf an, wie und durch wen eine Sache geschieht, gnädiges Fräulein.

Da riß sie sich aus dem Andrang der Gäste los, eilte ans Klavier und spielte einen flammenden Marsch.

Frau v. Pöchlar drückte mir gerührt die Hand. Wie froh bin ich, daß es nun alles am Tage und auch verziehen ist, sagte sie. Ich

fürchtete, das Angstkind komme gar nicht mehr mit Ehren aus dem Wirrsal, das sie angerichtet hat, heraus.

O verehrte gnädige Frau, wie schlecht kannten Sie Ihre Tochter! —

. . . Nach der Abreise der Damen war der Strand wie ausgestorben. Ich eilte, meinen Koffer zu packen.

Als ich aus der Ortschaft zurückkehrte, wo ich mir den Wagen zur Eisenbahn bestellt hatte, begegnete ich Griebenthal, der mit der Ruhe eines Weisen langsam am Strande hinwandelte und sein altes Gleichmaß völlig wiedergefunden hatte.

Nun, Herr v. Griebenthal, glauben Sie noch immer an die Insel Narwan? konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

Weshalb sollte ich nicht mehr daran glauben? antwortete er gelassen. Der Menschengeist kann nichts erfinden, das nicht irgendwie auf Wahrheit beruhte. Alle Entdeckungen senden ihre Strahlen voraus. Alle Märchen enthüllen sich einmal als Tatsachen. Über kurz oder lang wird man auch die Insel Narwan entdecken oder das, was zu ihrer Spiegelung im Geiste des Fräuleins Anlaß gab.

Er sah mich dabei mit ruhiger Sicherheit an. Ob er im Ernste sprach, weiß ich nicht.

Sturm

Meeresstille, fürchterlich! — Kein Lüftchen, das sich regt, und Tag für Tag die See glatt wie Öl. Die Nächte so still, daß man vor lauter Stille nicht schlafen kann. — Wie friedvoll ruht sich's beim rhythmischen Nachtgesang des Meeres, dem lauten Anrauschen und dem dumpfen Zurückfluten, in dem man die angeschwemmten und wieder mitgerissenen Muscheln und Kiesel rollen hört. Wenn das große Schlummerlied schweigt, sind die nächtlichen Stunden voller Unruhe und fremder, seltsamer Gedanken. Ein ängstlicher Halbschlaf, von irren Träumen durchzuckt, ist das einzige Geschenk einer solchen Nacht.

Und jeden Morgen beim Aufstehen dasselbe Bild: ein blaßblauer Schirokkohimmel, der ohne Grenze mit dem Meer verschwimmt und drunter die unbewegliche Metallplatte, stahlblau und tückisch blinkend. Unter der Mittagsglut, wenn der Strand verödet, wird die Unbeweglichkeit geisterhaft. Verschlafene Fläche, was brütest du wieder einmal für böse Träume aus?

Endlich heute gegen Abend bricht der Bann. Da ich allein am Strand gegen die Flußmündung wandere, sagt auf einmal ein feines Stimmchen: bla — bla — bla, und ein erstes Wellchen legt sich zerrinnend zu meinen Füßen. Ein anderes kommt und sagt gleichfalls bla — bla — bla und zerfließt, indem es einen ganz zarten Lavaronestreifen zurückläßt, jenes Spülicht des Meeres, das an diesem Strand bisweilen ganze Bänke bildet. Es war wie ein Signal, denn jetzt wird es mit eins auf dem weiten Spiegel lebendig. Wie tausend mutwillige Mädchen hüpfen die Wellen auf, hier ein Spritzen, dort ein Klatschen, ein silbernes Lachen

dazwischen, dann hin und wieder wie eine Kampfansage der wohlbekannte harte Aufschlag ans Ufer, der tönt, als käme er von einer hölzernen Riesenpritsche her.

Am Flüßchen, dessen weitausgebauchte, halbvertrocknete Mündung nur ein schmaler aber eilender Wasserlauf durchrinnt, ist eine ausgelassene Gesellschaft beisammen. Man sieht sie nicht, denn sie sind wasserhell, man kennt sie nur am Lärm, den sie machen, und an ihrem süßlichen Geruch. Es muß im Gebirge geregnet haben. Die Flußtöchter sind mit den Bergwassern herabgekommen, sie sitzen am Strand, verzehren rohe Seefische und Krabben unter gierigem Geschmatz und lassen sich von ihren Mühmchen, den Meertöchtern, mit Bernstein und Korallen beschenken. Dafür bringen sie Blumen und Früchte mit, die man weithin im Wasser treiben sieht. Wenn es am Strande plötzlich nach Süßwasser riecht, dann weiß ich, sie sind wieder da und haben mit den Meermühmchen gemeinsam einen Unfug vor.

Oder feiern sie heute ein Erinnerungsfest? Ob auch der Sandgraue wieder am Ufer geht und Begegnende erschreckt? Ist am Ende Sankt Anna schon in der Nähe? Aber nein, wir schreiben ja heute erst den 20. O Himmel, den 20. Juli! Wie konnte ich das vergessen! Heut vor zwei Jahren war's — ich weiß es noch, als ob es gestern geschehen wäre.

Es war auch so ein schwüler Tag wie heute. Wie ein ängstliches Harren und Bangen lag es in der Luft und regte die Nerven auf. Am hellen Mittag, als ich mit der Sonne überm Kopf hinausschwamm, fürchtete ich mich vor meinem eigenen Schatten. Der glitt schwarz und ins riesige verzogen unter mir hin wie ein Ungetüm mit ausgestreckten Pranken, die durch breite Schwimmhäute verschönt waren. Ich begriff ja gleich, daß es mein Schatten war, obwohl ich ihn nie zuvor im Meere beobachtet hatte, aber ich fürchtete mich doch, fürchtete mich so sehr, daß ich schleunig umkehrte nach dem bergenden Ufer. Das schwarze Ungetüm machte gleichfalls kehrt und blieb hart unter mir, das verdarb mir jenes

Tages die Lust am Baden. Ich wurde weidlich ausgelacht, aber es half nichts. Bei langer Meeresstille beginnt die Phantasie zu wuchern.

Am Nachmittag — wie lebendig steht er mir vor der Seele — erhob sich ein leichter Seewind und weckte die verzauberte Flut. Nun strömte alles nach dem Strand, und das entschlafene Leben regte sich wieder. Nackte Reiter auf ungesattelten Pferden jagten heran und trieben die herrlichen Tiere ins Wasser. Eine Schar bronzebrauner Jünglingsknaben, herrlich schlank, mit nickenden Pinienkränzen um die Stirn, jagten im Wettlauf vorüber, und manche neugeborene Aphrodite stieg aus der Flut und wand sich die Haare aus. Doch in der Nähe der Pension Thalassa erblickte ich erst das Allerschönste: vom Flüßchen her kam auf dem nassen Sandstreifen, dem Grenzstrich zwischen Meer und Land, ein junges Menschenpaar herangeschritten, in kraftvoll biegsamem Gliederspiel zwei wunderbare bewegliche Silhouetten gegen den ungeheuren Meereshorizont. Der Jüngling schlank, gebräunt, von adligstem Körperbau in seinem kurzen schwarzen Trikot, das Mädchen neben ihm von gleicher Größe und gleichem Ebenmaß der festen federnden Gestalt, daß ich an das göttliche Zwillingspaar der Leto denken mußte, wie sie schwingenden Laufs zusammen in den Gigantenkampf eilen. So hatte ich sie kurz zuvor auf einem archaischen Bildwerk in Delphi gesehen. Ob sie wohl auch Geschwister sind, die zwei Allerschönsten? mußte ich denken. Sie glichen sich nicht nur im Wuchs, auch die reingeschnittenen steilangesetzten Köpfe hatten etwas Verwandtes. Aber das vertraute Ineinandergreifen aller ihrer Bewegungen deutete auf eine innigere körperliche Verwachsenheit. Die Göttin ließ das dunkle Haar frei vom unbedeckten Haupte fließen. In ihr kurzes schwarzes Gewand, das an den herrlichen Hüften anklebte und oberhalb der schlanken Knie endigte, fuhr der Seewind, und unsagbar schön war die Bewegung der kühn ausschreitenden Beine, die die Farbe eines getönten Marmors hatten. Ihre erhobenen Arme zeigten

dem Begleiter einen Punkt in der Ferne und ließen die Linien des Körpers noch schöner heraustreten. Plötzlich erreichte sie eine Welle, und nun sprangen beide hochauf und patschten knietief im Meerschaum, ein entzückendes Bild. Dann schritten sie wieder lang und kraftvoll auf dem feuchten Sande aus, und ein Strom von goldenem Abendlicht rann an der Profillinie der beiden Körper nieder. Welch ein Gang war das! Eine heroische Musik menschlicher Glieder!

Aber siehe, es gab etwas, das noch schöner war als die zwei Allerschönsten. Aus einer der zerstreuten Baracken kam ein kleiner Gott herausgesprungen, dem eine buntgekleidete Mulattin folgte. Er hatte ein entzückend geformtes schlankes Körperchen von solcher Grazie, daß alles andere vor ihm verschwand und er ganz allein da zu sein schien. Ein winziges rosenfarbenes Höschen war mit gekreuzten Bändern über den bloßen braunen Oberleib befestigt, unter dem weißen Zeughut quollen bräunlich blonde Locken in Masse hervor. War's ein kleiner Liebesgott oder der eben geborene Hermesknabe, der gleich seine Schelmereien spielen lassen wird? Von einer menschlichen Mutter konnte doch dieser Inbegriff aller Anmut nicht stammen.

Als das schöne Paar seiner ansichtig wurde, eilten sie ihm rufend entgegen. Der junge Mann schwang ihn auf die Schulter und das Kind zirpte vor Freude wie ein kleines Vögelchen. Aber gleich strebte es von den Armen des Mannes zu der schönen Frau hinüber, die den Kleinen leidenschaftlich an sich riß und ihn abküßte, wie nur Mütter küssen, und ihn jubelnd hochhob, als wollte sie dem Himmel ihr Meisterstück zeigen. Jetzt wußte ich, von welcher Mutter dieser Inbegriff aller Anmut stammte. Niemals werden meine Augen wieder eine solche Götterfamilie beisammen sehen.

An jenem Abend hatte ich noch spät einen Besuch in der Pension Thalassa zu machen. Die Nacht war mondlos, und Finsternis lag wie ein dichtes schwarzes Gewebe über Meer und Land. Nur hart am Ufer gab das Wasser einen matten Glanz, der die nächsten

Schritte erhellte. Die lauter werdende Stimme des Meeres verschlang jeden menschlichen Ton. Solche Abende haben etwas Unheimliches, denn im Sande ist kein Schritt hörbar, und Begegnende, die sich erst Stirn an Stirn erblicken, fahren beiderseits zurück wie vor nichts Gutem. Ich war froh, als ich in den Bereich des Lichtkegels trat, der aus der Thalassa fiel.

Im Garten saßen die Landsleute, die ich suchte, beisammen, und die Inhaberin der Pension, eine gediegene Norddeutsche, die durch Gott weiß welche Laune des Schicksals den Notar dieses Ortes, Herrn Durante, geheiratet hat, setzte sich zu uns.

Sie müssen bleiben und meine Argentinier kennenlernen, sagte sie zu mir. Ein so schönes Menschenpaar haben Sie gewiß noch nicht gesehen.

Bei dieser Ankündigung konnte ich nicht zweifeln, von wem die Rede war. Und in der Tat, bald darauf trat der Götterjüngling, den ich am Strand bewundert hatte, in den Garten und an unsren Tisch. Er wurde als Herr José Perret aus Rosario vorgestellt. Dann erschien auch sie, die Allerschönste, nachdem sie ihren kleinen Liebesgott hatte zu Bett bringen helfen. Ines war ihr Name. In der Nähe war sie fast noch wunderbarer in ihrem weichfließenden roten Seidenkleid mit dem weiten Halsausschnitt, den ein feines Pelzstreifchen verbrämte; auch durch die Kleider hindurch fühlte man unter der schönen Ruhe ihrer Bewegungen die Schnellkraft der jungen Glieder. Sie stammten beide aus eingewanderten deutschen Familien, waren aber drüben geboren, Germanenblut durch südliche Sonne verschönt. Das erklärte ihre rassemäßige Ähnlichkeit. Das Deutsch sprachen sie mit einem leichten Anhauch von Fremdartigem, während das Kind, wie sie bedauernd sagten, bis jetzt nur Spanisch verstand.

Eine neu herzugekommene Insassin des Hauses beklagte sich über die große Dunkelheit am Strande. Da bemerkte der Argentinier, daß er selber vorhin fast erschrocken wäre, denn ein sandgrauer

Mann sei lautlos vor ihm aufgetaucht und habe ihm Stirn an Stirn ins Gesicht gestarrt.
Ein sandgrauer Mann? Wie sah er denn aus? fragte die schöne Frau neugierig.
Blaß, mit schlaffem Haar, ein Seemannsgesicht.
Auch andere am Tisch wollten den Sandgrauen gesehen haben, aber er hatte sie nicht angeblickt, sondern war achtlos vorbeigeglitten.
Seien Sie morgen beim Baden vorsichtig, sagte unvermittelt Frau Durante.
Der Götterjüngling lachte. Vorsichtig sein in Ihrer Badewanne! Und bei solchem Wetter!
Das Wetter kann sich ändern, und unser Meer hat gefährliche Tücken.
Mein Mann ist an der atlantischen Küste aufgewachsen, sagte die Schöne, und er ist der beste Schwimmer in ganz Spanisch-Amerika. Unzählige, die schon verloren schienen, hat er aus dem Wasser geholt. In unsrer Brautzeit hat er mir manchen Schrecken eingejagt, wenn er bei Sturmwetter hinausschwamm und zuweilen stundenlang ausblieb. — Jetzt ängstige ich mich nicht mehr, denn ich weiß, er kommt wieder, er hat einen Pakt mit dem Wasser, das ihm kein Leides tut.
Wenn man das Meer von kleinauf kennt, sagte der junge Mann, hat man es in der Tat nicht zu fürchten, man kann mit ihm spielen wie der Tierbändiger mit der Bestie. Ich brauchte nur furchtlos mit der Strömung zu treiben, zuletzt kam immer eine, die mich ans Ufer trug.
Aber seien Sie doch vorsichtig, Herr José, wiederholte die Hausfrau eindringlich und wollte, wie es schien, noch etwas hinzusetzen. Allein vor einem Blick ihres Mannes, der herzugetreten war, verstummte sie.
Bis in den späten Abend hinein saßen wir im Garten der Thalassa unter der langen dichtbewachsenen Rebenlaube und den leise

schaukelnden Windlichtern im Gezweig. Wie waren sie anziehend, die beiden Schönen, Glücklichen! Die ganze Thalassa widerstrahlte von ihrem Glück. Ich ging nach Hause mit dem Gefühl, daß hier einmal das Menschendasein, das sonst immer von irgendeiner Seite verkümmert, zu voller Blüte aufgegangen war.

Als ich mich in der Dunkelheit heimtastete — vorsichtig, um nicht in eins der vielen Sandlöcher zu fallen, — tauchte eine Gestalt so jählings vor mir auf, daß ich erschrak. War's der Sandfarbene? Nein, es war mein guter Freund, der Badewärter und Fischer Lorenzo, den ich erst an der Stimme erkannte.

Guten Abend, Euer Gnaden!

Guten Abend, Lorenzo. Was gibt es Neues?

Morgen haben wir Seesturm.

Endlich!

Am nächsten Morgen war das ganze Meer in einer drehenden Bewegung, daß der bloße Blick vom Ufer aufs Wasser Schwindel erregte. An solchen Tagen meidet der Landeskundige das Bad. Und richtig waren auch schon die ganze Küste entlang an hohen Stangen die Rettungsgürtel aufgehängt, und da und dort staken rote Fähnchen im Wasser, um vor den gefährlichsten Stellen zu warnen. Denn dieser Strand ist einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen. Wo gestern eine Sandanschwemmung lag, ist heute vielleicht ein tiefer Schacht im Wasser; der Unkundige, der hineintritt, ohne schwimmen zu können, versinkt. Bei Sturm hat auch der gute Schwimmer seine Not, wieder heraufzukommen, wenn große Wellen über ihn niederbrechen und zugleich der Trichter nach unten zieht. Und dann sind noch die geheimnisvollen unterseeischen Strömungen da, mit denen nicht zu scherzen ist. Wie manchen, der am Morgen lustig den Ball am Ufer schlug, haben wir am Abend mit nassem Haar auf der Bahre liegen sehen. Und immer unter den Fröhlichsten wählt sich das Untier seinen Mann. Es fängt ihn mit einem schnellen Griffe weg, drückt ihn ein paarmal an seine große wogende Brust, dann taucht es ihn

unter, und wenn es noch eine Weile mit ihm gespielt hat, wirft es ihn an den Strand: da habt ihr ihn! — Nicht einmal schön zu sehen ist das Meer an solchen Tagen: es setzt eine gelbe Mähne auf und zieht sich in sich selbst zurück wie ein Raubtier, das auf den Ansprung lauert. Dann wandert man lieber landeinwärts und sucht den Wald oder liegt, von Hecken geborgen, auf duftender Thymianbank in der sommerlichen Wiese mit der weißen Zackenkrone der nahen Marmoralpen über dem Haupt.

Als ich gegen Mittag von meinem Waldspaziergang heimkehrte, standen am Ufer die Menschen Kopf an Kopf. Viele waren auf die Dächer der Baracken geklommen und starrten mit Ferngläsern hinaus aufs Meer. Aber da war nichts zu sehen als die gelbgraue, zornig wühlende Masse, auf der jetzt schon die weißen Wellenkämme liefen. Vor der großen Baracke der Thalassa gab es einen Auflauf. Eine Frau, von Männern gehalten, schlug wie rasend um sich und tat, als wollte sie sich ins Meer stürzen. Es war Letizia, die Badefrau, ein gewaltiges Mannweib, das immer halb betrunken war, aber vorzüglich schwamm und deshalb die Aufsicht über die große Baracke hatte.

Daß mir das geschehen mußte, schrie sie heulend, hättet ihr mich hinaus gelassen, ich hätte ihn aufgefischt und zurückgebracht.

Die Umstehenden zuckten die Achseln, sie wußten, daß man aus solcher Schraubendrehung keinen zurückbringt, und die Letizia wußte es besser als alle. Jetzt erblickte ich erst Ines, die mit nassen Haaren neben der schreienden Frau stand. Ihr Gesicht war völlig weiß, ihre Unterlippe zuckte, aber sie sagte, als ich zu ihr trat: Er kommt wieder. Er ist noch immer wiedergekommen.

Da wußte ich, was geschehen war.

Draußen war ganz nahe vom Ufer eine starke Leine gezogen, die die Gefahrgrenze anzeigte und zugleich den Badenden zum Festhalten diente. Als ich kam, war ja niemand mehr im Wasser, aber es hatten sich doch verschiedene hinausgewagt. Lauter Fremde, versteht sich, denn kein Einheimischer badet an solchem Tag. Und

unter ihnen die Argentinier, Mann, Frau und Kind. Der Vater hielt den schönen Knaben auf dem Arm, der gewaltig schrie und sich nicht tauchen lassen wollte. Da trug er den Zappelnden an den Strand zurück. Die Mutter folgte, und während sie das Kind tröstete, sprang der junge Mann jauchzend wieder in die Flut und warf sich, den Kopf voran, unter die stürzende Welle. Einen Augenblick tauchte er jenseits des Seiles wieder auf, aber dort erfaßte ihn der Tanz, und verschwunden war er. Das Schreckensgeschrei der Umstehenden riß die Frau in die Höhe. Ihre Augen suchten umher. José, José, nimm mich mit, schrie sie und sprang wie rasend nach, aber die zugeeilte Rettungsmannschaft hielt sie fest, während alles aus dem Wasser flüchtete. Ein Boot war nicht zur Stelle und hätte sich auch in der Brandung, die jetzt auftobte, nicht halten können. Die Männer liefen mit den Rettungsgürteln den Strand entlang, aber da war niemand, dem man sie zuwerfen konnte. Nur einmal glaubte man weit draußen in der Richtung auf die große Landungsbrücke einen Kopf und einen Arm zu erblicken, aber schnell stürzte die tobende Flut darüber, und man sah nichts mehr als Schaum und Gischt und brechende Wellen.

Seltsame Geschöpfe, die Menschenkinder! Wird da mitten unter Spiel und Lachen einer aus ihren Reihen blindlings weggerissen, so unterbrechen sie wohl für einen Augenblick ihr Gewohntes, starren und staunen. Aber mit dem Unfaßbaren weiß die Phantasie nichts anzufangen, und bald wird man des Starrens und Staunens müde. Die Reihen schließen sich, und das Opfer, das für alle bezahlt hat, wird vergessen. Daß diese zischende Wassermasse soeben ein herrlich blühendes Leben, ein vollkommenes Menschenglück verschlungen hatte, wem es das eigene Weitersein nicht störte, dem sagte es nichts, es drang nicht ein in seine Vorstellung. Wie der Mittag vorrückte, verloren sich die Gaffer, ein jeder heimwärts zu seinen Kochtöpfen. Nur wenige Teilnehmende blieben zurück aus den Insassen der Thalassa und den Freunden

des Hauses; wir lösten uns den langen Nachmittag ab, um die unglückliche Ines nicht allein zu lassen, die nicht vom Ufer wich. Man wollte ihr das Kind bringen, aber sie stieß es von sich, daß die Mulattin es weinend ins Haus zurücktrug. Ihm gab sie die Schuld an dem Unglück, denn hätte der Kleine nicht vor dem Wasser gescheut, so wären sie beisammengeblieben und alle drei heil zurückgekehrt. Aber sie sagte nichts als die drei Worte: Er kommt wieder.

Zuweilen gab es ein Zusammenlaufen am Ufer. Im Schatten einer brechenden Woge meinte man bald da, bald dort eine menschliche Gestalt zu erkennen. Das riß die unglückliche Frau aus der Erstarrung, sie war jedesmal unter den ersten an der Stelle, aber die Welle zerrann und hatte nichts gebracht.

Wie der Tag vollends hinging, weiß ich nicht mehr. Als das quälendste ist mir die dumpfe Abspannung im Gedächtnis, die sich der Seele bemächtigte angesichts der völligen Ohnmacht vor dem Element. Das brüllte jetzt und raste, lief gegen das Ufer Sturm und riß die seichteren Wasser mit zurück, daß mitunter der Grund weit hinaus aufgähnte und dann gleich wieder vom tobenden Sturz bedeckt wurde. Es war undenkbar, daß ein Mensch in solchem Schwall noch atmete. Aber Ines wiederholte immer in kurzen Abständen vor sich hin: Er kommt wieder. Er ist noch immer wiedergekommen! — als ob es eine Zauberformel wäre, an der sie ihr Glück verklammert hielte.

Am Abend gab es einen neuen Schrecken. Ein Teil der Einwohnerschaft und die Badegäste hatten sich auf die Landungsbrücke gestellt, um dem tollgewordenen Kraken zuzusehen, der sich tief unten gelb und schaumbedeckt in seinem Bette wälzte. Ganz vorn an der äußersten Spitze, die in einen dichten Schleier von Gischt gehüllt war und fort und fort von den Stößen der Brecher bebte, stand ein Häuflein Unerschrockener, unter ihnen Frau Ines. Sie war mit hinausgeeilt, als sie hörte, daß die Strömung ihre rückläufige Bewegung nach der Brücke begonnen habe und daß man

erwartete, den Ertrunkenen dort antreiben zu sehen. Zwei Mann von der Rettungsmannschaft, das grüne Kreuz am Arm, bewachten sie, daß sie nicht hinabspringe, denn immer, wenn die Welle brach, schien sie etwas langes Schwarzes auszuspeien, das einem menschlichen Körper glich, aber nur ihr eigener Schatten war. Plötzlich barst die Brücke, an deren Pfosten Stunde um Stunde die Brandung rüttelte, in der Mitte auseinander. Über die gestürzten Pfeiler wälzte sich mit Gebrüll der tolle Krake und spie seinen Geifer hoch herauf. Die Vornstehenden waren abgeschnitten, eine Lücke von mehreren Metern klaffte zwischen ihnen und der Fortsetzung der Brücke nach dem Lande zu. Mit Jammergeschrei rannten die Weiber herbei, deren Männer sich auf der gefährdeten Spitze befanden und jeden Augenblick samt dem Gebälk in der Sturzflut verschwinden konnten. Das Rettungswerk war nicht gefahrlos, denn auch von den anderen Pfeilern wankten verschiedene und die Arbeiter mochten sich dem zitternden Brückenstumpf nicht anvertrauen. Einige Mutigere wagten es, ein Brett herüberzuschieben; es war zu kurz. Geheul vom Lande her, das im Toben des Meeres unterging, begleitete diese Versuche. Endlich war die Verbindung hergestellt, die Abgeschnittenen, zur Vorsicht noch an zugeworfene Seile geknüpft, kamen einer nach dem andern herüber; auch Ines wurde willenlos mitgeschleift. Die Weiber vom Ort schalten hinter ihr drein, das Mitleid war einer Erbitterung gewichen, die in Fremdenhaß auszugehen drohte. — Was haben sie zu uns zu kommen, diese Ausländer, hieß es, und unsere Männer in Gefahr zu stürzen? Können sie nicht daheim ertrinken, statt unsere Küste in Verruf zu bringen?

Ines sah und hörte nichts mehr. Man brachte sie zu Bett und gab ihr Morphium. Als sie eingeschlafen war, kam Frau Durante aus ihrem Zimmer und warf sich schluchzend auf den Stuhl.

Der arme, arme José! So jung und schön und so endigen! Und ich hatte ihn doch so sehr gewarnt.

Wie kamen Sie denn dazu, ihn schon gestern zu warnen? Wußten Sie denn, daß wir heute solchen Sturm haben würden?
Ihr Mann, der Notar, der danebenstand, ergriff das Wort:
Es ist ein alter Volksglaube hier am Strand, daß das Meer auf Sankt Anna sein Opfer wolle.
Aber wir haben ja erst den 20. heut. Bis zu Sankt Anna ist es noch eine volle Woche.
Da richtete die Frau den Kopf auf und sagte leise:
Vor einem Jahr hatten wir einen russischen Offizier in der Pension. Er setzte den ganzen Strand durch seine Schwimm- und Tauchkünste in Verwunderung, die er von den Donschen Kosaken gelernt hatte. Eines Abends erzählte er, daß ihm in der Dämmerung ein sandfarbener Mann ins Gesicht geblickt habe und plötzlich verschwunden sei. Man lachte über den geheimnisvollen Sandgrauen. Aber am andern Mittag lag der Russe mit nassem Haar drüben in dem kleinen Anbau aufgebahrt.
Aberglauben! sagte der Notar grimmig und ging hinaus.
Am Abend bot die lange Küste einen unvergeßlichen Anblick. Am Rande des Wassers schossen zuckende Lichter hin, die bisweilen in der Dunkelheit hoch aufflammten und jäh erloschen, um sich an anderen Stellen wieder zu entzünden. Man konnte sie für Irrlichter halten. Es waren Radfahrer, deren Papierlaternen der Wind in Brand steckte; sie suchten die Küste ab nach dem ausgespülten Leib. Ein Schwager des Ertrunkenen, der die Reise von Rosario mitgemacht hatte und sich in Monsummano aufhielt, war auf die Schreckensdepesche im Auto gekommen und hatte eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der die Leiche zuerst sichten würde. Eine ganze Freiwilligenschwadron hatte sich danach aufs Rad geworfen, um in der Dunkelheit die Küste abzusuchen, denn alle waren überzeugt, in dieser Nacht würde der Tote angeschwemmt werden. So lange hatte das Meer noch keinen behalten. Aber der Morgen kam und die Flut hatte ihn nicht gebracht.

Unglückliche Ines! Wohltuende Bewußtlosigkeit umhüllte sie für diese Nacht, während ihr Bruder und die gute Frau Durante abwechselnd an ihrem Bette saßen. Aber das Erwachen war um so grausamer.

Gegen Morgen rief sie mit leiser Stimme, ohne die Augen zu öffnen in bittendem Ton ihren Gatten: Du bist da, José! Ich weiß, daß du wieder da bist, ich fühle dich. Sag' es mir, José, daß du da bist.

Als keine Antwort kam, riß sie entsetzt die schweren Lider auf, sah das leere Bett neben dem ihren, begriff! Mit einem Schrei schnellte sie heraus, schlug von der nur halbgewichenen Betäubung zu Boden, raffte sich wieder auf und sprang ans Fenster. Was sie da sah, war fürchterlich. Der Seesturm war zu einer unerhörten Wut gestiegen. Die Linie des Horizonts befand sich immerzu in wechselnder Bewegung, denn auf der hohen See erhoben sich bald da, bald dort Berge von Wasser, standen einen Augenblick inselhaft und brachen dann in sich zusammen. Gegen das Ufer zu war alles Gischt und Brandung. Der weiße Geifer flog in Schaumbällen weit übers Land. Und draußen in den siedenden Höllentrichtern wurde ihr Geliebter umhergewirbelt. Keine menschliche Phantasie malt sich diese kalte Verzweiflung aus.

Es blieb nichts übrig, als sie in ständiger halber Betäubung zu halten. In lichten Augenblicken suchte man ihr beizubringen, ihr Gatte sei weit von hier gefunden worden und schon beerdigt, um sie auf die Abreise vorzubereiten. Aber sie faßte es nicht, sie wartete weiter. Zuweilen fragte sie nach dem Kinde. Doch dieses fürchtete sich vor dem veränderten Aussehen der Mutter und klammerte sich schreiend an die Mulattin fest. Dann ließ sie sich beruhigen und durch eine neue Gabe Morphium einlullen.

In der folgenden Nacht brach noch obendrein ein Gewitter aus, wie die Küste in Jahrzehnten keines gesehen hatte; es trieb die ganze Ortschaft aus den Betten. Die Blitze fielen Schlag auf Schlag unter erderschütterndem Krachen, sie fielen zumeist ins

Meer, nur die hohe Pinie im Garten der Thalassa wurde getroffen. Frau Ines schlief einen Totenschlaf, auch dieser Strahl, von dem das Haus gerüttelt wurde, erweckte sie nicht.

Gott, nimm sie zu dir, laß sie nie wieder erwachen, sagte ihr Bruder mit angstgefalteten Händen.

Sie erwachte endlich doch, aber nur ein Teil von ihr, die Hälfte ihres Bewußtseins blieb umnachtet. Und noch immer trieb ihr Geliebter draußen auf den entsetzlichen Wassern. In welchem Zustand?

Am vierten Morgen glättete sich das Meer, das Gebläse war in der Nacht still geworden. Als ich am Strande ging, der voll von Muscheln und Quallen lag, fand ich diesseits der Flußmündung eine Gruppe Weiber und Kinder um ein Tuch stehend, unter dem sich eine menschliche Gestalt abzeichnete. Ein paar Amtspersonen standen daneben.

Er war es, unter dem meterhohen Lavarone, den die Flut über Nacht absetzte, hatten sie ihn gefunden.

So war er doch zurückgekehrt an den Strand, von dem es ihn weggetragen, an den Ort, der seine Liebe barg. Nur Gott allein weiß, wo er unterdessen gewesen war, an welchen Klippen und Steinen, an welchen Pfosten und Dämmen sich der arme Leib zerschlagen hatte, ehe ihn das Wasser friedlich an die Flußmündung trug. Auf Wunsch des Schwagers wurde er einbalsamiert, um nach der Heimat zurückgeführt zu werden. Als das traurige Geschäft zu Ende war, erschien Ines bleich wie ein Gespenst unter der Tür, man hatte sie nicht länger halten können.

Jetzt muß ich dich schön machen, sagte sie liebkosend und begann sein feuchtes Haar zu kämmen und zu schlichten. Darauf ging sie geschäftig wieder fort und brachte eine Flasche der edelsten Veilcheneſſenz, die sie über den Toten ausgoß:

Veilchen, José, dein Lieblingsduft! Unsere Veilchen von Rosario.

Sie sprach spanisch zu ihm, ihre Liebessprache, und bewegte sich wie zwischen Traum und Wachen. Man ließ sie still gewähren und begriff noch gar nicht, daß sie irre war.

Am selben Tage noch fuhren die Argentinier im Auto ab; der Wagen mit der Leiche folgte an die Endstation. Sie haben niemals wieder Nachricht gesendet. Vor kurzem erst erfuhr Frau Durante zufällig durch einen Herrn aus Buenos Aires, daß die schöne Ines ein Jahr nach der schrecklichen Katastrophe in einem Asyl gestorben sei.

Hat das Leben einen Sinn? Hat der Tod einen? Warum durften die zwei Schönsten, Glücklichsten nicht wie ein anderes Paar zusammen grau werden? Warum dem kleinen Liebesgott eine liebeleere Waisenkindheit? Warum? Warum? ‚Ein Narr wartet auf Antwort'.

Nach der Abreise der Argentinier wurde das Meer blau und leuchtend, und bald darauf tummelte sich wieder Groß und Klein vertrauend in der Flut.

Als ich am Abend heimwärts ging, da sagte die leiseste aller Wellen neben mir blab-blab und legte einen winzig feinen Lavaronestreifen am Ufer ab. Noch einmal kam sie und sagte noch leiser blab-blab, ehe sie entschlief. Dann breitete sich wieder völlige Meeresstille über den tiefblauen Spiegel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN